

Oliver Tolmein

“RAF - Das war für uns Befreiung”

Ein Gespräch mit Irmgard Möller über bewaffneten Kampf, Knast und die Linke

272 Seiten

EUR 16,50, SFr 30

ISBN 3-89458-149-2

Vorwort

»Würde dem Strafgefangenen Klar durch den Besuch (eines Journalisten) ein Forum zur Darstellung seiner Haltung und seiner Situation eingeräumt, so wäre dies ein schädlicher Einfluß, der dem Vollzugsziel zuwiderläuft.« Die Strafvollstreckungskammer des Landgerichts Karlsruhe hat dem »Spiegel« 1996 verwehrt, ein Interview mit dem seit über 14 Jahren inhaftierten Christian Klar zu machen. Auch das Oberlandesgericht Frankfurt a.M. hat während des Verfahrens gegen Birgit Hogefeld Interviews mit Journalisten untersagt. Als führendes Mitglied der RAF, so die lapidare Argumentation, die vom Bundesverfassungsgericht in einem Beschluß gestützt wurde, werde sie in einem Interview deren Ziele vertreten und damit erneut eine Straftat nach Paragraph 129a StGB begehen.

Die RAF ist kein Stück bundesdeutscher Geschichte, sondern prägt nach wie vor die Gegenwart - auch wenn die Gruppe selbst nur noch gelegentlich mit Erklärungen an die Öffentlichkeit tritt und an ihrem Kurs, keine Anschläge mehr zu verüben, festhält. Der Verfolgungswille der Bundesanwaltschaft ist so wenig gebremst wie die Bereitschaft der Richter, in den Staatschutzsenaten der Oberlandesgerichte, unter Ausschöpfung aller Möglichkeiten der freien Beweiswürdigung auch im Fall von erheblichen Zweifeln zu einer lebenslangen Verurteilung von RAF-Mitgliedern zu kommen.

Das sind die Bedingungen, die auch die Gespräche zwischen Irmgard Möller und mir geprägt haben. Über die Unterstützung der RAF durch Außenstehende, über die raren unkontrollierten Verständigungsmöglichkeiten zwischen den Gefangenen in den Zellen zu reden, solange die Bundesanwaltschaft aktiv ist und ihre Szenarien mit Versatzstücken aus der Wirklichkeit aufzurüsten versucht, ist so wenig möglich wie die ins Detail gehende Nennung von Namen, Gruppen und Zusammenhängen. Da es uns aber ohnehin nicht darum ging, einen Blick durchs Schlüsselloch in die spannende Welt der Illegalität zu eröffnen, hat das unsere Zusammenarbeit nicht ernstlich beeinträchtigt. Ich habe Irmgard Möller interviewt, weil ich wissen wollte, wie sie dazu gekommen ist, in der RAF den bewaffneten Kampf gegen die Bundesrepublik zu führen, wie sie als eine der wenigen aus der ersten Generation die Haftzeit überlebt hat und was sie heute über ihre Erfahrungen denkt. Es konnte nicht darum gehen, die Geschichte der RAF zu schreiben - aber doch einen Einblick in die Entwicklung der Stadtguerilla in der Bundesrepublik zu geben. Und zwar nicht gestützt auf die Unterlagen der Strafverfolger, nicht aus der Sicht von jemandem, der mit seiner Vergangenheit abgeschlossen hat und sie nur noch als Verirrung wahrnimmt, sondern

aus der Sicht von einer, die ihre Jahre in der RAF und als Teil des Gefangenenkollektivs nach wie vor als zentralen Bestandteil ihres Lebens begreift. Bei unserem ersten Gespräch, das wir zusammen mit Hanna Krabbe, Christine Kuby und Gabriele Rollnik für den NDR geführt haben, war Irmgard Möller noch in der JVA Lübeck inhaftiert. Wir kannten uns nicht und hatten nur wenige Stunden Zeit. Das Interview fand damals unter Aufsicht statt und war von der Erwartungshaltung des Senders geprägt, der eine kleine Sensation vorführen wollte - das erste Gespräch mit »Terroristinnen«, die nicht abgeschworen hatten. In den folgenden Monaten und Jahren hatten wir mehrfach die Möglichkeit, ohne Überwachung und enge zeitliche Begrenzung miteinander zu diskutieren. Dabei wurde deutlich, wie tief die Gräben zwischen einer sind, die in den sechziger Jahren begonnen hat, politisch aktiv zu werden und schließlich bewaffnet zu kämpfen, und einem, der 1977 als Mitglied der Jungen Union die Erschießung von Gefangenen als Geiseln zumindest als Idee diskutabel fand. Auch angesichts der neuen linken Debatten sind Differenzen zum Beispiel über die Bedeutung von Nationalsozialismus und Antisemitismus für linke Politik in der Bundesrepublik, über das Verhältnis von gesellschaftlicher Auseinandersetzung und Kampf gegen den Staatsapparat, über die Wahl der Mittel für das politische Engagement groß geblieben. Es hat sich aber auch gezeigt, daß im direkten Gespräch andere Perspektiven zu eröffnen sind, als es die intensive Lektüre von Texten gestattet.

Das Gespräch, das hier veröffentlicht wird und das von mir gelegentlich mit erläuternden Fußnoten versehen wurde, ist mit einer längeren Unterbrechung über einen Zeitraum von fast einem Jahr geführt worden. Trotzdem ist es an manchen Stellen ein Fragment geblieben. Fast jeder Punkt hätte vertieft werden können, manche Ereignisse, wie die Bedeutung des Todes von Ulrike Meinhof oder die Festnahmeaktion in Bad Kleinen, werden nur angerissen. Auch über das Verhältnis zu den anderen militanten Gruppen, den Stellenwert des Info-Systems Anfang der siebziger Jahre oder den Ausstieg von RAF-Mitgliedern aus der Gruppe haben wir kaum gesprochen. Manche Legende, die in den Erinnerungsbüchern anderer ehemaliger RAF-Mitglieder erzählt wird, bleibt unwidersprochen, zum Beispiel die, daß die RAF nicht gewußt haben soll, daß im US-Hauptquartier in Heidelberg der Zentralrechner stand, der die Bombardements über Vietnam koordinierte. Es ist aber auch das erstemal, daß eine, die dabei war, ausführlich und ins Detail gehend über die Stammheimer Todesnacht, die Mythen und Versionen, die sich darum ranken, diskutiert. Gerade die Gespräche über diese Phase haben klargemacht, wie schwer es angesichts der vorgefaßten und über lange Jahre verfestigten Meinungen über die RAF und die Gefangenen ist, ein umfassendes, alle Aspekte ausleuchtendes Bild von fast dreißig Jahren militanter und bewaffneter Politik zu zeichnen.

Im Verlauf der Arbeit an dem Buch erschien es Irmgard Möller und mir deswegen sinnvoll, uns vor allem auf die Aspekte der RAF-Geschichte zu konzentrieren, die sie selbst erlebt hat. Diese Vorgehensweise war noch aus einem anderen Grund geboten. 23 Jahre Haft haben ihre Folgen. Sie fordern einen anderen Arbeitsrhythmus; die Auseinandersetzung mit dem Alltag kostet ein erhebliches Maß an Kraft, Zeit und Energie, die für ein Projekt wie dieses dann fehlen.

An diesem Buch zu arbeiten war noch aus einem weiteren Grund ein schwieriges Unterfangen: Die RAF hat sich als Kollektiv verstanden. Es wäre wünschenswert gewesen, sich bei manchen der Fragen, die wir besprochen haben, bei anderen rückversichern zu können, gemeinsam zu rekonstruieren, wie es in einer bestimmten Situation genau war, welche Faktoren eine Entscheidung beeinflußt haben. Was für die meisten Menschen, die aus ihrem Leben erzählen, kein Problem ist, war uns kaum möglich: Brigitte Mohnhaupt oder Rolf Heißler, mit denen Irmgard Möller lange Zeit zusammen war, konnten genausowenig schnell mal befragt werden, wie es möglich war, in einem überschaubaren Zeitraum ein Gespräch mit Helmut Pohl, Christian Klar oder einem anderen der Gefangenen zu organisieren. Daß viele, um deren Geschichte

es hier auch geht, an dem Projekt nicht mitwirken konnten, ist nicht nur ein Mangel, weil es die Klärung mancher Details verhindert -es macht auch eine tiefer gehende Reflexion der RAF-Geschichte unmöglich, die die offene, unzensurierte Auseinandersetzung der Beteiligten zur Voraussetzung hat. Obwohl die RAF ihre Anschläge beendet hat, obwohl sich die politischen Verhältnisse in vielerlei Hinsicht grundlegend geändert haben, obwohl es keine Gefangenenbefreiungsaktionen mehr gibt, wirken die Sonderhaftbedingungen für Gefangene, denen Mitgliedschaft in einer »terroristischen Vereinigung« oder deren Unterstützung vorgeworfen wird, fort. Für die meisten dieser Gefangenen ist Isolation von den anderen, sind Briefzensur, Besuch nur hinter Trennscheiben, Besuchsverbote, Einzelhofgang und andere Schikanen noch heute Realität. Um eine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Kapitel bundesdeutscher Gegenwart führen zu können, aber auch um den gesundheitlichen Schäden, die die extremen Haftbedingungen bei vielen angerichtet haben, Rechnung zu tragen, ist es erforderlich, daß die Gefangenen aus dem RAF-Zusammenhang, die heute noch einsitzen, freikommen.

Vor die Wahl gestellt, das Projekt wegen der vielen Schwierigkeiten bis auf weiteres sein zu lassen oder es trotzdem zu versuchen, haben Irmgard Möller und ich uns für letzteres entschieden. Gerade jetzt, im Vorfeld des 20. Jahrestages des Deutschen Herbstes und angesichts des fortgesetzten Auflösungsprozesses der Linken, schien es wichtig, einen anderen Blick auf diesen Abschnitt linksradikaler Politik zu eröffnen, der die Aufbruchstimmung erfaßt, das antiautoritäre, rebellische Moment, das Menschen motiviert hat, alles in Frage zu stellen, einen radikalen Bruch zu wagen und dabei das eigene Leben zu riskieren. Nur so läßt sich auch der Prozeß der Erstarrung und Verhärtung, der auch die Geschichte der RAF formt, verstehen. Entstanden ist eine persönliche, mit Bedacht aber nicht aufs Private konzentrierte Geschichte.

Im Anhang sind wenig bekannte oder schwer zugängliche Texte, die mit der RAF zu tun haben, dokumentiert. Sie sollen das Gespräch ergänzen und den Leserinnen und Lesern ermöglichen, sich ein eigenes Bild zu machen.

Daß dieses Buch entstehen konnte, ist all den Gruppen und einzelnen zu verdanken, die in den letzten Jahren für die Freilassung der Gefangenen aus der RAF und besonders auch von Irmgard Möller auf die Straße gegangen sind, Plakate geklebt, Veranstaltungen organisiert oder sonst etwas gemacht haben -denn die Freilassung von politischen Gefangenen erfolgt nicht automatisch, sie muß erstritten werden. Auch Margit Czenki bin ich zu Dank verpflichtet, denn ohne sie, die lange Zeit von diesem Projekt gar nichts wußte, wäre es nie zu dieser Zusammenarbeit gekommen.

Schließlich ist Dorothee Gremliza und Aenne Glienke vom Konkret Literatur Verlag zu danken, die jede neue Terminverschiebung geduldig akzeptiert und sich in einem weit über das Übliche hinausgehenden Maß dafür eingesetzt haben, daß das Buch erscheinen kann. Gewidmet ist das Buch Janis: keine Gute-Nacht-Geschichte, aber irgendwie doch eine Fortsetzung von Tigerpanthers Erfahrungen in der Welt ...

Oliver Tolmein, im Februar 1997

Der Deutsche Herbst und seine Folgen

(diese Fassung fürs Internet enthält nicht die Fußnoten, die in der Print-Fassung des Textes enthalten sind)

1977 war ein Jahr der Krisen. Im Februar enthüllte der »Spiegel«, daß der BND und das Bundesamt für Verfassungsschutz Wanzen in der Wohnung des Atommanagers Klaus Traube installiert und ihn abgehört hatten, weil er Kontakte zu Leuten unterhielt, die dem »Kreis politischer Gewalttäter nahestehen«. »Atomstaat oder Rechtsstaat?« fragte das Nachrichtenmagazin. Der Lauschangriff wurde zum Skandal und zum Synonym für den Überwachungsstaat - zumal sich herausstellte, daß die bundesdeutschen Geheimdienste in den Jahren 1975/76 noch weitere rechtswidrige Abhöraktionen, vor allem in Zellen von Gefangenen aus der RAF durchgeführt hatten. Unterdessen gerieten die Atomkraftgegnerinnen und -gegner in der Gewaltfrage unter Druck. Nach einer erfolgreichen Großdemonstration in Brokdorf im Februar, wo sich Gewaltfreie und Militante nicht in »gute und böse AKW-Gegner« spalten ließen, geriet die Demonstration gegen den Schnellen Brüter in Malville, an der sich auch viele Atomgegner aus der BRD beteiligten, angesichts des militärischen Vorgehens der Sondertrupps CRS zum Debakel: Ein toter Demonstrant und mehrere Schwerverletzte waren im Juli 1977 zu beklagen.

Am 23./24. September, diesmal wurde gegen den Schnellen Brüter in Kalkar demonstriert, zeigte der bundesdeutsche Sicherheitsstaat, was er konnte: An großen Bundesstraßen und Autobahnausfahrten warteten Polizeisperren, Panzerwagen patrouillierten, Hubschrauber des Bundesgrenzschutzes zwangen Züge, auf offener Strecke zu halten. Über 20000 Demonstrantinnen und Demonstranten erreichten den Kundgebungsort nicht, 50000 drangen bis zum Bauzaun vor. Mit einem solchen Polizeistaatsaufgebot hatten die Atomkraftgegner nicht gerechnet. Die Demonstration, zu der ein breites Bündnis aufgerufen hatte, ist in die Annalen der Anti-AKW-Bewegung als »Kalkar-Schock« eingegangen.

Die Anti-Atom-Bewegung war aber nicht nur wegen der scharfen Konfrontation mit der Polizei geschwächt, sie hatte sich auch inhaltlich neu orientiert. Die militärische Bedeutung des Atomprogramms, das der BRD den Griff zur Bombe ermöglichen sollte, geriet ihr aus dem Blick; in den Vordergrund schob sich die ökologische Argumentation, die Furcht vor der technischen Katastrophe, dem GAU.

Die RAF versuchte 1977 die Gefangenen zu befreien. Am 7. April wurden der amtierende Generalbundesanwalt Siegfried Buback und sein Fahrer erschossen. Am 30. Juli wurde der Dresdner-Bank-Chef Jürgen Ponto beim Versuch, ihn zu entführen, getötet. Am 5. September wurde der Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer, der »Boß der Bosse«, entführt, seine Begleiter wurden erschossen. Schleyer, der, wie selbst die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« in einem Kommentar vermerkte, »der Sympathie und dem Mitleid des Volkes etwas entrückt (ist)«, sollte gegen elf Gefangene ausgetauscht werden.

Die Reaktion der politischen Klasse war bemerkenswert. Innerhalb kürzester Zeit wurde faktisch ein Notstandsregime über die Republik verhängt - ohne daß allerdings die in der Notstandsverfassung vorgesehenen Wege beschritten worden wären. Am Anfang standen die weitgehende Ausschaltung der gewählten politischen Gremien und die Abkehr vom Prinzip der Gewaltenteilung. Mit dem Großen und dem Kleinen Krisenstab wurden zwei Entscheidungsgremien installiert, in denen Exekutive und Legislative vereint waren. Die Jurisdiktion wurde nötigenfalls ignoriert. Ein Beispiel dafür war die sofort und ohne gesetzliche Grundlage verhängte totale Kontaktsperre über sämtliche politischen Gefangenen. Sie durften sich nicht mehr untereinander sehen, keine Besuche empfangen, ihre Fernseh- und Radiogeräte wurden konfisziert. Obwohl Gerichte anordneten, daß den Verteidigern Zutritt zu ihren inhaftierten

Mandanten zu gewähren sei, blieben sie auf Anweisung aus Bonn ausgesperrt. Auch die Öffentlichkeit wurde ausgeschaltet. Es wurde eine Nachrichtensperre verhängt, die den Medien am Morgen des 8. September auch mitgeteilt wurde. Die deutschen Zeitungen und Rundfunkanstalten unterwarfen sich dieser Kontrolle der Öffentlichkeit und druckten auch Nachrichten der Entführer, die ihnen direkt zugingen, nicht, sondern legten sie dem BKA zur Begutachtung vor. Diskutiert wurde in diesen Tagen in den Medien wenig - die Stimmung war äußerst aggressiv. Die »Sympathisanten«-Hatz bestimmte das öffentliche Klima. Wer sich nicht engagiert von der radikalen Linken und jeder Form von Militanz distanzierte, geriet in Gefahr, ins Visier genommen zu werden. Das Klima verschärfte sich noch, als ein palästinensisches Kommando eine Lufthansa-Maschine mit deutschen Urlaubern entführte. Die »Landshut« wurde in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober von der GSG 9 gestürmt, die Geiseln wurden befreit, die Entführer bis auf eine Frau, Souhaila Andrawes, erschossen.

Ein Thema beschäftigte die bundesdeutschen Gemüter in diesen Tagen besonders: »Läßt sich nichts ändern an der deprimierenden Ungleichheit der Überlebenschancen zwischen den Bandenmitgliedern einerseits, den von ihnen Verfolgten und ihren Geiseln andererseits? Wäre es nicht an der Zeit, über ein Notrecht gegen Terroristen nachzudenken«, fragte die FAZ. »Bild« kommentierte »Volkes Stimme« direkter. »Für jede Geisel sollte man zwei Terroristen erschießen.« In »Panorama« diskutierte ein CSU-Politiker über die Wiedereinführung der Todesstrafe. Und der Historiker Golo Mann meinte, es werde der Moment kommen, »in dem man jene wegen Mordes verurteilten Terroristen, die man in sicherem Gewahrsam hat, in Geiseln wird zurückverwandeln müssen«. Die Idee, die RAF-Gefangenen als Geiseln zu behandeln und zu erschießen, wurde auch im Krisenstab diskutiert.

Nachdem Jan Carl Raspe, Gudrun Ensslin und Andreas Baader am Morgen des 18. Oktober 1977 tatsächlich tot und Irmgard Möller schwer verletzt in Stammheim gefunden wurden, war von diesen Überlegungen nicht mehr die Rede. Noch bevor eingehende Untersuchungen stattgefunden hatten, wurde offiziell verkündet, die Gefangenen hätten Selbstmord begangen. Gegen diese staatliche Version regte sich anfangs nur von manchen radikalen linken Gruppen und Angehörigen der Toten Widerspruch. Zum einen bestritt die einzige Überlebende, Irmgard Möller, strikt, einen Selbstmordversuch unternommen zu haben. Zum anderen war die offizielle Version voller Lücken und Widersprüche: Wie sollten scharfe Waffen in das am besten bewachte Gefängnis der BRD gekommen sein? Warum hielt der Linkshänder Baader die Waffe, mit der er sich erschossen haben soll, in der rechten Hand? Und wie soll er die Waffe aus dreißig bis vierzig Zentimetern Entfernung, wie die Gerichtsgutachter behaupten, auf seinen Hinterkopf abgefeuert haben? Nicht geklärt wurde auch, wieso das Elektrokabel, mit dem sich Gudrun Ensslin erhängt haben soll, bei dem Versuch, sie aus der Schlinge zu heben, brach. Dieses Kabel soll Ensslin während der Todeszuckungen gehalten haben? Außerdem wurden an ihrem Körper Verletzungen festgestellt, die nichts mit der Strangulierung zu tun hatten. Seltsam erschien auch, daß an der Waffe, mit der sich Jan Carl Raspe erschossen haben soll, keine Fingerabdrücke waren. Die zahlreichen offenen Fragen sind trotz der Arbeit eines Parlamentarischen Untersuchungsausschusses, des auf Betreiben von Angehörigen angestrebten Todesermittlungsverfahrens, der Arbeit einer linken Untersuchungskommission und trotz Recherchen mehrerer Journalisten bis heute nicht befriedigend beantwortet.

Am 12. November 1977 wurde auch Ingrid Schubert, die noch bis zum 18. August 1977 in Stammheim inhaftiert und dann nach Stadelheim verlegt worden war, erhängt in ihrer Zelle gefunden. Ingrid Schubert, die 1970 zu dreizehn Jahren Haft verurteilt worden war, also Chancen hatte, in absehbarer Zeit entlassen zu werden, wurde seit dem Tod der Stammheimer Gefangenen als »selbstmordgefährdet« in halbstündigen Abständen kontrolliert, ihre Zelle wurde mehrmals gründlich durchsucht, kurz vor

ihrem Tod war sie noch verlegt worden. Auch an dieser Selbstmordversion wird bis heute gezweifelt.

Hanns Martin Schleyer überlebte den Deutschen Herbst nicht. Am 19. Oktober teilte das RAF-Kommando in einer Erklärung an dpa mit: »Wir haben nach 43 Tagen Hanns Martin Schleyers klägliche und korrupte Existenz beendet.«

Nach dem Ende der Entführung wurden überall im Land »Terroristen« und »Sympathisanten« gejagt. In Jugendzentren, alternativen Kneipen, in den Räumen der studentischen Selbstverwaltung und in anonymen Hochhäusern gaben sich Überfallkommandos der Polizei, Sondereinsatz-Einheiten und Staatsanwälte ihr Stelldichein. Filme, die eine entfernte Sympathie mit revolutionären Befreiungskämpfen erkennen ließen, wurden aus den Programmen genommen, Theaterstücke wie »Antigone« von den Spielplänen gestrichen. Vorgänge, die Thema des 3. Internationalen Russell-Tribunals wurden, das 1978/79 Zensur, Berufsverbote, die Einschränkung der Rechte der Verteidigung in Deutschland anprangerte und damit auch das »Modell Deutschland« internationaler Kritik unterzog.

Die Spontis rüsteten im Januar 1978 zum »Tunix«-Kongreß. Viel Energie wurde in den Aufbau Grüner und Alternativer Listen gesteckt, die die Kommunalparlamente, Landtage und schließlich den Bundestag erobern sollten. Und auch das Projekt »taz«, das 1978/79 in Gang gebracht wurde, war halb eine Antwort auf die Selbstgleichschaltung der Medien im Deutschen Herbst, halb ein Weg zur Institutionalisierung des außerparlamentarischen Protestes. Mit diesen Absagen an eine revolutionäre und militante Politik eng verknüpft war der Versuch, einen Schlußstrich unter diesen Abschnitt linker deutscher Geschichte zu ziehen. Die Forderung nach Amnestie, nach Freiheit für die Gefangenen bei Anerkennung des Scheiterns bewaffneter Politik, war dafür das Mittel der Wahl.

Oliver: Wann habt ihr in Stammheim erfahren, daß Hanns Martin Schleyer entführt worden ist?

Irmgard Möller: Noch am selben Abend, dem 5. September 1977, aus den Fernsehnachrichten. Kurz danach kam ein Rollkommando. Wir mußten uns nackt ausziehen, unsere Kleidung wurde gründlich gefilzt, und dann wurden wir in leere Zellen gesperrt, um bis weit nach Mitternacht auf das Ende der Razzia durch BKA und Bundesanwaltschaft zu warten. Auf den ersten Blick fehlten danach Radios, TVs, Plattenspieler und sämtliches Zubehör. Zu diesem Zeitpunkt waren wir nur noch vier im Trakt, Nina war am 18. August nach Stadelheim verschleppt worden und sollte unmittelbar zu uns zurückkommen. Bis dahin hatten wir im Flur vor unseren Zellen Regale stehen, die voll waren mit Büchern und all den Sachen, die wir immer gemeinsam benutzt hatten, wie Waschzeug etc. Den 6. September über wurde der ganze Flur geräumt und alles weggeschlossen. Wir sollten von da an nichts mehr gemeinsam benutzen, nichts mehr nacheinander berühren. Die Kontaktsperre in ihrem ganz umfassenden Sinn war verhängt worden; nicht nur gegen uns in Stammheim, sondern gegen alle Gefangenen, die aus politischen Gründen saßen. Zu dem Zeitpunkt waren das mehr als neunzig.

Habt ihr denn vor der Schleyer-Entführung in Einzelzellen gelebt?

Möller: Vorher konnten wir über Nacht zusammenbleiben, Frauen und Männer getrennt. Seit August war ich mit Gudrun (Ensslin) zusammengeblieben, auch weil sie während des Hunger- und Durststreiks so extrem geschwächt war und wir dauernd befürchten mußten, daß sie ihn nicht überlebt. In der Nacht wurden wir getrennt und blieben alle in Einzelzellen.

Habt ihr die bei der Razzia konfiszierten Sachen gleich zurückbekommen?

Nein, nach einigen Tagen bekamen wir nur die Plattenspieler zurück - alles, was uns zur Information hätte dienen können, haben sie behalten.

Hattet ihr vorher gewußt, daß Schleyer entführt werden würde? Hatte es zwischen euch und den Leuten, die das Kommando Siegfried Hausner bildeten, irgendwelche Absprachen über eure Befreiung gegeben?

Absprachen mit dem Kommando hat es nicht gegeben. Es ist damals und später ja immer behauptet worden, die Gefangenen steuerten die Aktionen der RAF aus den Zellen, aber daran stimmt wirklich gar nichts. Wie hätten wir das auch machen sollen?

Aber daß etwas passieren würde, haben wir schon geahnt.

Man muß diese Phase 1977 in Zusammenhang sehen. Am 7. April 1977 ist der Generalbundesanwalt Buback vom Kommando Ulrike Meinhof erschossen worden, während wir uns gerade im Hungerstreik befanden, um die Abschaffung der Isolation und die Zusammenlegung in Gruppen von mindestens fünfzehn Gefangenen zu fordern. Im Verlauf dieses Streiks, nachdem Buback erschossen worden war, haben wir das erstmal eine Kontaktsperre erlebt. Wir waren völlig von der Außenwelt isoliert, nicht mal die Verteidiger kamen mehr bei uns rein. Damals gab es aber noch keine gesetzliche Grundlage, die so was erlaubt hat. Wir sind aus Protest dagegen dann noch zusätzlich in den Durststreik getreten. Die Kontaktsperre ist daraufhin zwar aufgehoben worden, aber unsere Forderungen waren immer noch nicht erfüllt. Es gab in dieser Zeit eine enorme internationale Solidarität: amnesty international hat sich eingeschaltet, Hunderte Theologen, amerikanische, belgische, französische und englische Richter, Rechtsanwälte und Juraprofessoren unterstützten die Zusammenlegungsforderungen. Am 30. April haben wir dann schließlich die Zusage bekommen, daß weitere Gefangene nach Stammheim verlegt werden. Dann wurde am 30. Juli 1977 Jürgen Ponto, der Chef der Dresdner Bank und Berater von Helmut Schmidt, bei einem Entführungsversuch erschossen. Außerdem war klar, daß der Stammheimer Prozeß zu Ende geht, daß es ein Urteil geben wird. Es war also ein Phase, in der viel passiert ist und die ungeheuer angespannt war. Deswegen haben wir erwartet, daß noch etwas geschieht - wir wußten aber nicht was. Als wir dann gehört haben, daß Schleyer entführt worden ist, haben wir gleich gedacht, das könnte was mit uns zu tun haben. Die Forderung des Kommandos ist dann ja erst am nächsten Tag bekannt geworden. Und da waren wir schon voneinander und von allen Besuchern und unseren Anwälten isoliert.

Das Attentat auf Generalbundesanwalt Buback, der Versuch, Jürgen Ponto zu entführen, und die Geiselnahme von Hanns Martin Schleyer, das waren ja alles Aktionen, bei denen Menschen, die Fahrer und der Begleitschutz, getötet wurden, die auf die Säulen des Staates zielten, aber politisch nur noch vermittelt haben: Wir wollen die Gefangenen raus haben. Damals gab es die Kritik, die RAF sei die »Befreit-die-Gefangenen-Guerilla«. War diese Schwerpunktsetzung mit euch abgestimmt?

Nein, das war nicht abgestimmt mit uns. Aber es ging, so wie wir das gesehen haben, damit auch um viel mehr als um »Befreit die Gefangenen«. Man kann sich nicht nur die Forderungen bei solchen Aktionen vornehmen und sagen: Aha, die wollen die Gefangenen befreien, also war's das. Wir haben für uns die Angriffe in dieser Phase als Eingehen auf die veränderte Lage begriffen.

Ponto war ein Ziel, das es so bis dahin nicht gegeben hatte, er war ebenso wie später

Schleyer ein Wirtschaftsführer. So jemanden auszuwählen entsprach insofern unserer Analyse, als daß damals ökonomisch, gerade auf dem Weltmarkt, ungeheuer viel in Bewegung geraten war. Die Bundesrepublik versuchte sich über ihren enormen Kapitalexport weltweit politischen Einfluß zu sichern. Wir haben darin einen Einschnitt gesehen, daß sich jetzt, nach dem für die USA verlorenen Krieg in Vietnam, global viel verändert und die Bundesrepublik, weil sie die USA an vielen Orten der Welt vertreten mußte, politisch dazugewinnt. Der Schwerpunkt der Auseinandersetzungen lag nicht mehr auf Angriffen auf militärische Ziele, sondern auf politisch-ökonomischen: Kapital ist auch ein Kriegsmittel.

Das erforderte natürlich eine Umstrukturierung im Inneren. In der BRD gab es damals bereits über eine Million Arbeitslose, in der öffentlichen Auseinandersetzung wurde trotzdem gegen den »Gewerkschaftsstaat« mobilisiert, es ging gegen die Mitbestimmung, und in den Tarifrunden war ohne Streiks wenig durchzusetzen. Gleichzeitig wurden hier ungeheure Anstrengungen unternommen, um einen gemeinsamen europäischen Markt zu initiieren und überhaupt die europäische Politik besser zu koordinieren und zu vereinheitlichen. 1975 fand der erste europäische Wirtschaftsgipfel statt, auf dem konkret darüber diskutiert wurde, die Währung in Zukunft zu vereinheitlichen. Die BRD war in dieser Beziehung schon damals eine treibende Kraft, aber es gab noch viel mehr Widerstand gegen so ein Europäisierungsprojekt, das ja auch heute noch nicht ganz durchgesetzt, aber doch schon ein gutes Stück weitergebracht worden ist.

Rundherum in den für den europäischen Markt wichtigsten Ländern - Italien, Frankreich, England - gab es auch Entwicklungen, die im »Modell Deutschland« beunruhigt und besorgt aufgenommen wurden: zum Beispiel, daß in Italien 1976 die Kommunisten fast die Parlamentswahlen gewonnen hätten. Es lief also einiges mit ziemlich hohem Tempo, aber eben auch überhaupt nicht so glatt, wie es von Bonn gewünscht wurde. Und in dieser Situation einen Angriff auf einen Wirtschaftsführer durchzuführen, das war eine neue Qualität von militanter Politik, und es entsprach dem, was wir für wichtig hielten. Wir sahen, daß das Kommando draußen die Entwicklung offensichtlich ähnlich analysierte wie wir. Und es ging deswegen eben keineswegs »nur« darum, Gefangene zu befreien. So was geht sowieso nicht: Gefangene kannst du nur befreien, wenn du den richtigen Punkt triffst, wenn du mit deinem Angriff eine empfindliche Stelle triffst.

Du meinst also, daß die Attentate oder die Entführungen von Ponto und Schleyer politisch etwas bewirken sollten, was in den Kommandoerklärungen nicht ausgesprochen wurde, aber was sozusagen zwischen den Zeilen zu lesen war?

Nicht zwischen den Zeilen zu lesen, aber in der Aktion zu begreifen.

Wie siehst du in diesem Zusammenhang das Attentat auf Siegfried Buback, der ja kein Wirtschaftsführer war?

Die Aktion gegen Buback sollte dem Repressionsapparat eine Grenze setzen, deswegen stand sie am Anfang der Offensive 1977. Er stand für die Kontinuität der Verfolgung politischer Oppositioneller nach 1945. Er hat die Sondergerichte eingeführt, die Ausrichtung der Apparate zur psychologischen Kriegsführung, in denen er aggressiv agiert hat, weil er die Auseinandersetzung selbst als Krieg begriffen hat. Mit Buback wurde einer getroffen, der an vorderster Front für die brutale Staatspolitik gegen uns Gefangene verantwortlich war.

Was war damals eure Überlegung? Hätte der Tod eines Wirtschaftsführers eurer Meinung nach materiell etwas ändern können? Oder war das nicht

trotz aller tatsächlichen Gewalt, die so einer Aktion innewohnt, nur eine symbolisch wirkende Tat?

Das Kommando hatte nicht den Tod des Wirtschaftsführers geplant, sondern seine Entführung als Teil einer größeren Aktion. Es gab kurz nach dem gescheiterten Entführungsversuch auch eine Erklärung des Kommandos dazu.

Beide Wirtschaftsführer, Ponto und Schleyer, standen in diesem historischen Moment im Schnittpunkt von Entscheidungen mit strategischen Wirkungen. Durch ihre Entführung die Machtfrage zu stellen und die Freiheit von elf Gefangenen zu fordern, mußte Wirkung in die eine oder andere Richtung haben. Wir haben jetzt nicht die Zeit, jeden Aspekt gründlich zu besprechen, aber denk an das, was ich dir vorhin schon gesagt habe: nach Vietnam, die innerimperialistische Konkurrenz, wer hat die Hegemonie, BRD- oder US-Kapital, was sind die Wirkungen im Innern, was passiert im Nord-Süd-Konflikt ...

Habt ihr nach dem gescheiterten Versuch, Ponto zu entführen, darüber im Knast diskutiert?

Wir haben bedauert, daß es fehlgeschlagen ist, aber wir hatten darüber jetzt keine großen Diskussionen. Was hätten wir auch sagen sollen? Zudem waren unsere Kommunikationsmöglichkeiten drinnen, aber auch mit denen draußen damals ziemlich eingeschränkt. Es wurden kaum Besucher zu uns reingelassen, die Post wurde massiv zensiert. Außer den Anwälten und ab und zu unseren Angehörigen haben wir sehr selten jemanden gesehen, und nach der Schleyer-Entführung und der Kontaktsperre, die dann verhängt wurde, eigentlich niemanden mehr.

Was habt ihr in den Tagen nach der Entführung überhaupt mitbekommen?

Wenig. Es gab zwar das Knastradio, aber das hatten wir vorher abklemmen lassen, weil wir davon ausgegangen sind, daß wir über diese Leitung abgehört werden.

Gab es dafür Indizien?

Wir haben öfter in der »Welt« Sachen lesen müssen, die wir in unseren Zellen und in den Anwaltszellen besprochen haben. Was die »Welt« druckte, war zwar oft entstellt und verdreht, aber es war für uns aufgrund von einzelnen Formulierungen und Inhalten klar, daß sie wußten, was wir reden. Das war auch das Jahr, in dem bekannt geworden ist, daß sie tatsächlich Wanzen in unseren Zellen versteckt haben, im Februar/März 1977 während der Traube-Affäre. Der Stammheim-Prozeß drohte, daran zu platzen. Die Doppelstruktur BND - Knast wurde bestätigt.

Ihr hattet also keine Möglichkeit mehr, das Knastradio zu hören?

Im Prinzip nicht. Aber ich wurde in eine Zelle verlegt, wo der Anschluß nicht abgeklemmt war. Und ich hatte einen ganz kleinen Kopfhörer, den hatte ich vor der Durchsuchung im Waschbeckenrand verstecken können und mit dem konnte ich mich dann an die Leitung anstöpseln und die Nachrichten, die ab und zu gesendet wurden, hören.

War die Gefahr nicht groß, daß du damit später entdeckt werden würdest?

Schon, aber was sollte ich machen. Ich war total vorsichtig, weil die Wärter die Türen immer mal wieder plötzlich aufgerissen haben und ich dann natürlich nicht gerade mit dem Knopf im Ohr an der Wand hängen durfte. Also das war eine sehr aufreibende

Sache, damit zu hören, aber es ging. Außerdem spielt der Knastrundfunk meistens Musik und Sport, und ich mußte mich anstrengen, die wenigen Nachrichten abzapfen. Aber immerhin habe ich so von den Forderungen des Kommandos erfahren.

Konntest du denn das, was du mitbekommen hast, den anderen mitteilen?
Gab es eine Kommunikation unter euch?

Wir konnten uns einander etwas zubrüllen - vor allen Dingen nachts. Als sie das dann mitgekriegt haben, wurden uns Schaumgummimatratten vor die Türen genagelt. Außerdem war das Brüllen schlecht zu verstehen, weil der Flur richtig gehallt hat, nachdem dort alle Sachen raustransportiert worden waren.

Gab es außer den gelegentlichen Zurufen noch andere Kommunikationsmöglichkeiten?

Nein, wir hatten ja auch keinen Besuch, keine Anwälte, die was hätten erzählen können, nichts.

Es hatte früher ja mal ein Info-System zwischen den Gefangenen gegeben

...

Ja, aber das lief da schon lange nicht mehr. Wir haben dann versucht, wenigstens die Kontaktsperre nach innen wegzubekommen, so daß wir untereinander hätten reden können - aber das war völlig illusorisch. Auch vor dem Bundesverfassungsgericht sind die Versuche, gegen die Kontaktsperre vorzugehen, gescheitert. In der Anfangszeit war die Maßnahme zwar noch illegal, und es gab sogar Richterbeschlüsse, daß Verteidiger zu uns Zutritt haben sollten, die wurden von den Knastleitungen aber einfach ignoriert.

Und wie war deine Situation? Du saßt dann da in deiner Zelle alleine. Was hast du den ganzen Tag gemacht?

Ich hab gelesen, ich habe aus dem Fenster geguckt, ich habe draußen Veränderungen beobachtet. Rausgucken konnte ich, und zwar durch dreigestaffelte Gitter. Wenn ich ganz nah mit den Augen ranging, konnte ich sehen, wie sich draußen die Bullenformationen verschoben haben. Manchmal sind Reiterstaffeln übers Feld geritten. Man hat sie auch gehört. Dann haben sie sich verteilt und sind geritten, und dann kamen sie wieder zurück. Oder wie die Bullenautos anrollten, das konnte ich beobachten, jedenfalls einen Ausschnitt.

Gab es in dieser Phase überhaupt jemanden, mit dem du reden konntest?

Nur mit dem Arzt. Und mit dem war ich nicht allein, da waren dann auch die Bullen dabei. Ich hatte plötzlich so einen ganz geschwollenen Hals, deswegen wollte ich zum Arzt und mit ihm allein reden, denn ich sah einen Zusammenhang mit dem Knastessen. Da haben sie gesagt: Nein, das geht nicht, auch nicht mit dem Knastarzt. Dann kam noch ein Professor, der inzwischen Vertrauensarzt von den anderen geworden war. Der hat mich aber auch nur unter Aufsicht untersuchen können.

Führt man da in so einer isolierten Situation Selbstgespräche?

Im stillen, sicher. Es ist ja ein extremer Zustand, in dem man sich da befindet, ein unvorstellbares Vakuum. Die Zeit vergeht ganz langsam, und die Spannung ist

ununterbrochen enorm groß. Dieses Warten macht dich empfindlich für jedes Geräusch, du registrierst jede noch so kleine und unbedeutende Veränderung.

Hast du gedacht, daß eure Befreiung gelingt?

Ja, ich hatte große Hoffnung, daß es funktionieren könnte. Ich hatte aber auch immer wieder Zweifel; man schwankt in so einer Situation hin und her. Mit der Zeit wurde allerdings immer klarer, daß der Krisenstab auf Zeit spielte. Sie haben immer neue Lebenszeichen Schleyers verlangt, neue Bedingungen gestellt und so die Entführung unendlich in die Länge gezogen. Am 13. September kam der BKA-Mann Klaus zu uns, um zu erfahren, ob wir uns ausfliegen lassen würden, und auch wohin wir dann gerne möchten. Da wurde die Hoffnung wieder etwas größer, weil ich dachte, daß die uns nur fragen, wenn sie tatsächlich überlegen, uns auszufliegen.

Wie ist das konkret gelaufen?

Klaus kam an mit Formularen, die man unterschreiben sollte. Er wollte wissen, ob und wohin man eventuell ausgeflogen werden wollte.

Und? Was hast du geantwortet?

Ich hab gesagt: Ja, ich lasse mich ausfliegen, aber nur unter der Voraussetzung, daß die Bundesregierung dann nicht umgehend wieder unsere Auslieferung verlangt. Über die Ziele habe ich nichts gesagt, weil ich mich da mit den anderen absprechen wollte.

Habt ihr euch denn untereinander abgestimmt, was ihr antworten wollt?

Nein. Das ging ja nicht. Als Klaus das erstmal kam, hatte ich zu den anderen Zellen rübergebrüllt, und daraufhin wurden die Isolierungsmaßnahmen noch mal erheblich verstärkt, weil er das natürlich mitgekriegt hat. Und Andreas und ich wurden in andere Zellen, und zwar näher zur Sicherheitskanzlei hin, verlegt.

Und wie lange war Klaus dann bei dir in der Zelle?

Gar nicht. Ich bin nach vorne gegangen, in einen Büroraum. Das dauerte eine Viertelstunde oder zehn Minuten.

Und sind in der Zeit sonst noch BKA-Leute oder Verfassungsschützer gekommen, um mit euch zu reden?

Nein, im September nicht mit mir. Ich habe aber mitgekriegt, daß Andreas in dieser Zeit versucht hat, mit dem Bundeskanzleramt Kontakt aufzunehmen. Das war am 29. September, Anfang Oktober kam noch mal BKA-Klaus. Kurz darauf ist jemand vom Bundeskanzleramt gekommen.

Aber Andreas Baaders Initiative war nicht mit euch abgestimmt?

Ich wußte, daß er das vorhatte. Das hatte er uns ja zugerufen.

Und was hast du von diesem Vorstoß gehalten?

Ich fand, das sei eine gute Sache, wenigstens einen Versuch von uns aus zu machen, um noch mal was anzustoßen und nicht nur dazusitzen und zu warten. Wir hatten auch nach Pontos Tod, also in der Zeit, als wir uns noch gesehen haben und es

gleichzeitig auch möglich schien, daß es zu so einer Befreiungsaktion kommen würde, darüber geredet, was wäre, wenn wir in so eine Situation kommen. Deswegen konnte Andreas für uns damals auch diesen Vorschlag gegenüber dem Bundeskanzleramt machen: zu sagen, daß wir nicht in die Bundesrepublik zurückkommen, wenn wir freigelassen würden, es sei denn, daß sich die Situation hierzulande ganz extrem verändert.

Wie seid ihr auf diese Idee gekommen? War das schon ein erstes Eingeständnis des Scheiterns der RAF?

Nein überhaupt nicht. Im Gegenteil. Wir hätten ja etwas gewonnen: unsere Freiheit.

Die hattet ihr aber doch erst durch den bewaffneten Kampf verloren ...

Also hör mal! (lacht) Den haben wir für Befreiung aufgenommen. Es war nie unser höchstes Ziel, bewaffnet zu kämpfen, wir wollten damit immer etwas erreichen. Wir hätten also künftig andere Wege gehen können, politische Arbeit, internationale Kontakte ... Außerdem hatte diese Zusage von Andreas nicht bedeutet, daß keiner mehr bewaffnet kämpft, sondern nur, daß wir das nicht mehr tun werden.

Wie seid ihr denn darauf gekommen, daß die Bundesregierung so eine Zusicherung ernst nimmt? Für mich klingt das wie das große Indianerehrenwort: Wir geben uns jetzt die Hand und einigen uns feierlich über diese zwei, drei Punkte ... Das klingt so nach vorindustrieller Kriegsführung, siebzehntes, achtzehntes Jahrhundert.

Der Gedanke, daß du das so sehen könntest, ist mir überhaupt noch nicht gekommen. Natürlich wußten sie, daß wir verbindlich sind. Wir wollten einfach klarmachen, daß wir politisch weiterkämpfen können, aber eben unbewaffnet. Wir dachten, daß das in dieser Situation die Entscheidung der Bundesregierung hätte beeinflussen können. Und das hätte auf der Grundlage von dem, was wir bis dahin erreicht hatten ...

Was hattet ihr denn erreicht?

Du mußt dazu die ganze Zeitspanne anschauen, die Zeit von 1970 bis 1977. Da hatten wir nach unseren Vorstellungen eine ganze Menge erreicht. Wir haben sogar gedacht, daß sich einiges viel schneller und besser entwickelt, als wir am Anfang vermutet hatten. Es gab zum Beispiel international ein zunehmend klareres Bewußtsein darüber, was die Bundesrepublik für ein Staat ist - und zwar die Bundesrepublik, die seit 1969 von den Sozialdemokraten regiert wurde und die sich äußerste Mühe gab, als demokratischer Rechtsstaat zu erscheinen, der mit der ganzen faschistischen Vergangenheit nichts mehr zu tun hat. Durch unseren Kampf in dieser Zeit und durch die staatlichen Reaktionen darauf ist vielen klar geworden, wie wenig sich tatsächlich geändert hat, wie aggressiv dieser deutsche Staat in Wirklichkeit ist. Es war ja kein Zufall, daß das »Modell Deutschland« international einen schlechten Klang hatte und daß sich gerade im europäischen Ausland viele Menschen, vor allem Intellektuelle für uns und gegen die Haftbedingungen und die Verfolgung, der wir ausgesetzt waren, engagiert haben.

Meinst du damit den Besuch von Leuten wie Jean-Paul Sartre bei euch im Knast?

Ja, aber es war eben nicht nur Sartre. Auch in anderen Ländern haben Politiker und Intellektuelle Position bezogen, vor allem in solchen, die von der Wehrmacht besetzt worden waren. Es gab auch viele Kommunisten und Antifaschisten, die sich gegen die deutsche Hegemonie gewandt und die uns nicht nur verstanden haben, sondern die auch froh darüber waren, daß es jemanden in Westdeutschland gab, der gegen diese Entwicklung im Inneren kämpft.

Ihr wart aber nicht die einzigen, die gegen diese »Modell Deutschland« gekämpft haben. Das Russell-Tribunal zum Beispiel, das in der bundesdeutschen Öffentlichkeit damals scharfe Kontroversen ausgelöst hat, wurde von legalen sozialistischen und kommunistischen Gruppierungen vorbereitet und durchgesetzt.

Natürlich waren wir nicht die einzigen. Es gab die Komitees gegen Berufsverbote, Widerstand gegen Atompolitik ... Unser Kampf hatte eine besondere Qualität, weil wir bewaffnet gegen die deutschen Verhältnisse gekämpft haben und weil wir im Knast ganz offensichtlich der schärfsten Repression ausgesetzt waren.

So, wie du das jetzt erzählst, wirkt es so, als habe die RAF damals schon den Kampf gegen die neue europäische Hegemonialmacht Deutschland in den Mittelpunkt ihres Kampfes gestellt. Wenn ich eure Erklärungen und Texte aus der Zeit lese oder auch anschau, was ihr gemacht habt, kann ich das aber kaum wiederentdecken ... Und auch in dem, was durch die Entführungen und Attentate der RAF im Deutschen Herbst ausgelöst wurde, ging es doch nicht um die neue deutsche Großmachtpolitik, sondern um die Fragen: Darf man Terroristen nachgeben? Sollen Geiseln befreit werden? Darf man beim Tod eines ungeliebten Justizbeamten, wie der Göttinger Autor »Mescalero« beim Tod von Generalbundesanwalt Buback, klammheimliche Freude« empfinden?

Der Griff zur Macht in Westeuropa war eine Tendenz, ein Prozeß, der Anfang der Siebziger immer deutlicher sichtbar wurde. In den Jahren '73, '74, '75 und '76 haben wir uns vor allem damit beschäftigt, das hat sich in den Prozeßklärungen niedergeschlagen.

Die Kommandos haben diesen Aspekt nicht weiter thematisiert, weil sie in ihm agiert haben und davon ausgingen, daß jeder das begreift. Ich denke heute, daß es ein Fehler, ein großer Mangel war, diesen Raum nicht politisch auszufüllen.

Über diese verelendete politische Kultur in diesem Land muß ich dir ja wohl nicht viel erklären, also das Problem, daß nur ein Aspekt die Schlagzeilen füllt ...

Was hattet ihr denn damals für einen Eindruck, wie euer Verhältnis zu anderen Gruppen in der Bundesrepublik war?

Es war widersprüchlich.

Wie war es 1977? Habt ihr, um ein Beispiel zu nennen, den Buback-Nachruf von »Mescalero« gelesen?

Ja. Und wir fanden ihn politisch eher ärgerlich. Der hatte so was verquält Lustiges, wenn er seinen Text als »Rülpser« bezeichnet. Oder Formulierungen wie, die Linke müsse »einen Begriff von Gewalt/Militanz entfalten, die fröhlich sind und den Segen der beteiligten Massen haben« - das war in der Situation und bei dem Thema fehl am Platz. Aber bezeichnend fanden wir natürlich auch, daß der Text staatlicherseits ganz anders, nämlich als Solidarisierung verstanden worden ist und fast schon hysterische

Reaktionen hervorrief. Außerdem war sehr aufschlußreich, wie sich die linksliberale bürgerliche Öffentlichkeit verhalten hat. Von den Professoren, die den Text veröffentlicht haben, damit ihn alle lesen können, sind dann ja manche schnell zu Kreuze gekrochen, als ihnen Disziplinarmaßnahmen angedroht wurden. Wir haben die Entwicklung also interessiert verfolgt, fanden es aber grundsätzlich gut, daß jemand sich mit den Angriffen auseinandersetzt.

Es ging ja um die Frage, welche Erfolge ihr erzielt habt beziehungsweise Andreas Baaders Angebot, daß ihr nach einem Austausch nicht mehr bewaffnet gegen die BRD kämpfen würdet. Hattet ihr denn überlegt, was ihr statt dessen machen könntet?

Dafür muß ich noch mal einen kurzen Sprung zurück in unsere Geschichte machen: 1976 beantragte die Bundesregierung die Auslieferung von Rolf Pohle, der in Griechenland verhaftet worden war. Deswegen entwickelte sich dort eine Kampagne, in der vor allem ehemalige Partisanen und Widerstandskämpfer aus der Zeit, als Griechenland von der deutschen Wehrmacht besetzt war, aktiv waren. Die Kampagne hatte zum Ziel, diese Auslieferung zu verhindern. Da zeigte sich ein Terrain, auf dem man agieren konnte, und zwar politisch und nicht mit der Waffe. Das war für uns ganz wichtig zu sehen, weil es uns eine Idee davon vermittelt hat, wie man in Ländern, die von den Nazis besetzt gewesen waren und in denen es Widerstand gegeben hatte, politisch handeln konnte, welche Perspektiven sich dort ergeben könnten, weil dort was in Bewegung und nicht alles so erstarrt war wie in der Bundesrepublik.

Aber auch diese westeuropäischen Staaten waren kapitalistisch organisiert. Und in manchen, wie in Italien, Frankreich oder auch in Griechenland, gab es bewaffnete Gruppen, die dort in der Illegalität kämpften ...

Das war uns auch klar. Aber es gab dort eine andere Geschichte, ein anderes Entwicklungspotential, andere Handlungsmöglichkeiten für uns.

Das wirft die Frage auf, was ihr damals eigentlich für einen Blick auf Deutschland und auf die deutschen Verhältnisse hattet.

Das hatte ich vorhin schon mal angerissen. Für uns war wichtig, daß wir es mit einer sozialdemokratischen Regierung zu tun hatten, die auf anderem, letzten Endes besser gangbarem Weg das gleiche Ziel erreichen wollte wie vorher die CDU/CSU/FDP-Koalition: ein starkes, antikommunistisches Deutschland, das sich an seine Vergangenheit nicht mehr erinnern lassen muß. Und bei der Demobilisierung von Widerstand, beim Versuch, Bewegungen zu vereinnahmen und zu paralysieren, politisch aktive Leute zu vereinzeln, war diese sozialdemokratische Politik sehr erfolgreich. Deswegen war es für uns wichtig, eine internationale Öffentlichkeit herzustellen und zu zeigen, daß dieses Integrationsprojekt auch seine Grenzen hat. Und das hat in gewisser Weise auch funktioniert. Es gibt ein Zitat von Bundeskanzler Schmidt, das diesen Aspekt gut auf den Punkt bringt. Er sagte, er sei es leid, daß immer, wenn hier ein deutscher Terrorist erschossen wird, gleich auf die nazistische Vergangenheit Deutschlands verwiesen wird.

Du betonst jetzt die internationalen Reaktionen auf die RAF, die Haftbedingungen und die Strafverfolgung von euch sehr stark. Hattet ihr auch den Eindruck, Erfolge innerhalb Deutschlands zu haben?

Viel zuwenig. Erfolg kann man das wohl nicht nennen.

Um auf Andreas Baaders Angebot an die Bundesregierung zurückzukommen - ihr hattet für euch nach einer eventuellen Freilassung also die Möglichkeit und auch die Aufgabe gesehen, im Ausland den Blick auf die Bundesrepublik Deutschland zu schärfen? Also nicht etwa nach Lateinamerika zu gehen, um euch dort einer Befreiungsbewegung anzuschließen?

Ja. Ich hab mir nie vorgestellt, woanders an eine Front zu gehen. Und soweit ich weiß, die anderen auch nicht. Wir wollten hier die Verhältnisse verändern.

Hast du denn mitbekommen, ob Andreas Baaders Vorstoß Erfolg hatte?

Ich habe mitbekommen, daß der damalige Kanzleramtsminister Schüler nicht selber gekommen ist, sondern einen Mitarbeiter geschickt hat.

Habt ihr das als schlechtes Zeichen verstanden?

Nein. Uns kam es darauf an, daß überhaupt etwas passiert und sich etwas bewegt. Schlecht wäre gewesen, wenn das Kanzleramt überhaupt nicht reagiert hätte.

Wie wichtig war es für euch damals eigentlich rauszukommen? Ihr hattet 1977 immerhin schon fünf, sechs Jahre unter ziemlich harten Bedingungen in Haft verbracht.

Da rauszukommen war für uns äußerst wichtig. Die Gefangenschaft bedeutete ja nicht nur eine ungeheure Einengung unserer Handlungs- und Kommunikationsmöglichkeiten. Wir haben gemerkt, wie uns die Haftbedingungen auch als Person angegriffen haben, daß wir krank wurden, physisch schwächer. Für mich war es damals unvorstellbar, noch weitere zwanzig Jahre drinbleiben zu müssen. Und das galt für die anderen ganz genauso. Die Zeit, die wir bis dahin überlebt hatten - und einige hatten die Haft nicht überlebt, Ulrike Meinhof, Holger Meins, Siegfried Hausner, Katharina Hammerschmidt -, war schon extrem lang gewesen.

Wie ist es nach dem ersten Vorstoß von Andreas Baader weitergegangen? Was hast du in der darauffolgenden Zeit noch an Informationen erhalten, zum Beispiel über das Knastradio, das du ja hören konntest? Und wen hast du noch gesehen?

Das nächste Wichtige, was ich im Knastradio gehört habe, war die Entführung der Lufthansa-Maschine »Landshut« durch das Kommando Martyr Halimeh am 13. Oktober. Es hat dann einige Zeit gedauert, bis die Forderungen von diesem Kommando klar waren. Und dann hieß es, daß ein Flugzeug unterwegs sein soll, um die »Landshut«-Passagiere zu befreien. Anschließend wurde das dementiert, das war das letzte, was ich gehört habe.

Was habt ihr euch gedacht, als die »Landshut« entführt wurde? Merkwürdig war ja, daß ein palästinensisches Kommando interveniert hatte und daß eine Urlaubermaschine entführt worden war. Das widersprach euren Grundsätzen, wie sich dann auch aus Andreas Baaders Stellungnahme ergeben hat.

Zu Andreas sag ich noch was. Es hat mich nicht so sehr überrascht, weil kurz vorher, am 28. September, eine Maschine der japanischen Fluglinie JAL von der japanischen Roten Armee entführt worden war und die Regierung dort einen Tag später

entschieden hatte, die Forderungen zu erfüllen und neun politische Gefangene freizulassen. Mein Eindruck war zwiespältig. Es war in meinen Augen ein Mittel, das ausgeschöpft war. Andererseits habe ich doch gehofft, daß diese Entführung noch eine Chance für uns sein könnte, daß sie der Bundesregierung vielleicht die Gelegenheit gibt, die harte Haltung zu ändern, um als Retter der Geiseln dazustehen, indem sie uns rausläßt. Aber es ist mir in der Situation in der Kontaktsperre, ohne Möglichkeiten, mit jemand anderem drüber zu reden als durch einen Zuruf, und ohne umfassende Informationen und Kenntnis der Situation draußen, auch schwergefallen, die Konsequenzen der »Landshut«-Entführung genau zu durchdenken. Mir gingen ganz unsystematisch widersprüchliche Gedanken durch den Kopf. Daß es ein palästinensisches Kommando war, hat etwas mit unserer gemeinsamen Geschichte zu tun. Und es zeigte ihre tiefe Solidarität. Das war in dieser Situation das Wichtigste.

Es gab eine gemeinsame Geschichte. Gab es auch eine gemeinsame Gegenwart?

Für uns im Gefängnis natürlich nicht, aber ich konnte davon ausgehen, daß es draußen noch etliche Gemeinsamkeiten gab.

Hast du, als du mitgekriegt hast, daß die »Landshut« entführt worden war, versucht, mit den anderen Kontakt aufzunehmen?

Ich hab ihnen das mitgeteilt.

Gab's da eine Rückmeldung?

Rückmeldung? Sie haben das, wie ich auch, zur Kenntnis genommen. Du mußt dir die Situation damals vorstellen: Wir befanden uns seit etwa sechs Wochen in Kontaktsperre, wir hatten einen Hunger- und Durststreik hinter uns gebracht, wir konnten mit niemandem richtig reden, wir haben kaum etwas mitbekommen, und wir wußten, daß es um ungeheuer viel ging. Das war alles sehr zermürbend. Die »Landshut«-Entführung war eine überraschende Entwicklung. Und sie hat uns hoffen lassen, daß dieser schreckliche Schwebezustand aufhört und es zu einer Entscheidung kommt.

Hattet ihr zu dem Zeitpunkt denn noch Hoffnung, daß es eine positive Entscheidung geben könne?

Vor der »Landshut«-Entführung nicht mehr. Es war ziemlich klar, daß der Krisenstab auf Zeit spielte und uns nicht freilassen wollte und Hanns Martin Schleyer aufgegeben hatte.

Hattet ihr überhaupt noch eine Vorstellung, wer die RAF da draußen ist?

Wir wußten, nach wem gefahndet wurde. Wir wußten, daß es die RAF gibt und daß es, nach dem was sie machten, recht viele sein mußten. Und wir wußten, daß einzelne, die wir persönlich kannten, in der RAF organisiert waren.

Die »Landshut«-Maschine ist dann schließlich, kurz nachdem Andreas Baader mit dem Beamten gesprochen hatte, den der Kanzleramtsminister Schüler geschickt hatte, erstürmt worden. Hast du das in der Nacht noch gehört?

Nein. Die letzten Nachrichten, die ich im Knastrundfunk hören konnte, liefen um zehn, elf Uhr abends.

Und dann wurde das Knastradio ausgeschaltet?

Ja, das war um elf zu Ende, spätestens.

Bist du dann ins Bett gegangen?

Nein. Ich hab dann noch gelesen. Das war nicht so einfach. Vor der Entführung ging abends jemand von den Wärtern rum und hat die Glühbirnen eingesammelt, während der Kontaktsperre haben sie einfach den Strom abgedreht. Ich brauchte also Kerzen. Den Plattenspieler habe ich mit Batterien betrieben, das ging. Ich wollte auf jeden Fall irgendwie wach sein, um die ersten Morgennachrichten um sechs Uhr zu hören. Ich war aber auch schon völlig übermüdet. Ich bin dann in der Zelle ein bißchen hin und her gegangen, um nicht einzuschlafen. Aber dann bin ich irgendwann doch weggedämmert.

Hattest du in den Nächten davor auch schon versucht wach zu bleiben?

Ja. Ich hab total wenig geschlafen. Auch über Tag nicht, keinen Mittagsschlaf oder so was. Ich war auch körperlich total ausgezehrt, von den Hungerstreiks in den Wochen vorher und weil ich das Anstaltessen auch nicht gegessen habe und eben auch nichts anderes hatte, weil uns sämtliche Zusatzeinkäufe von Obst verboten worden waren. Ich hatte überhaupt keine Reserven mehr, um irgendwie aktiv zu bleiben, was es ja auch erleichtert wach zu bleiben. Ich habe dann nachts ziemlich spät noch mal nach Jan gerufen. Die Zelle, in der ich damals lebte, war etwas ausgetreten unten und wenn man sich ganz platt auf den Bauch gelegt hat, dann konnte man unter der Außenverriegelung durchrufen, also es war dann sehr gedämpft. Jan war mir gegenüber, ein paar Meter getrennt auf der anderen Seite. Und er hat mich auch gehört und reagiert. Ich hab gesagt: He, um einfach auch zu wissen, was ist. Und danach hab ich mich unter die Decke gelegt und bin dann irgendwie eingeschlafen. Wann, hab ich natürlich nicht geguckt, das war irgendwann im Lauf der nächsten Stunden ...

Wie ging's dann weiter?

Meine erste Wahrnehmung war ein starkes Rauschen im Kopf, während mir im Umschlußflur unter ganz grellem Neonlicht jemand meine Lider hochzerrte; viele Gestalten standen um mich herum und haben mich irgendwie angefaßt. Und dann hab ich eine Stimme gehört, die sagte: »Baader und Ensslin sind tot.« Anschließend habe ich wieder das Bewußtsein verloren. Das nächste Mal bin ich erst Tage später, im Krankenhaus in Tübingen, wieder richtig zu mir gekommen. Ein Staatsanwalt stand neben meinem Bett und wollte wissen, was passiert sei. Meine Anwältin durfte erst einen Tag später zu mir. Von ihr habe ich dann gehört, daß auch Jan tot ist. Sie hat mir auch berichtet, daß die »Landshut« erstürmt worden ist und daß alle vom Kommando Martyr Halimeh bis auf eine Frau dabei erschossen worden sind. Von meiner Anwältin habe ich erfahren, daß sie die ganze Zeit erfolglos versucht hatte, zu mir durchzukommen.

Aber wenn ich jetzt erzähle, was sie mir damals berichtet hat, gibt das den Charakter des Gesprächs nicht wirklich wieder. Du mußt dir vorstellen, daß das nach wochenlanger Kontaktsperre wieder mein allererster Kontakt mit jemandem war, dem ich vertraute. Zudem war ich schwer verletzt. Und wir hatten gerade mal ein Stunde Zeit. Ich lag auf der Intensivstation für Brandverletzte, alles war gekachelt und steril,

ich war an Apparate angeschlossen, die vor sich hin gurgelten, hatte wahnsinnige Schmerzen, überall waren Bullen, sogar die Ärzte auf dieser Intensivstation in Tübingen wurden streng überwacht.

Was für Verletzungen hattest du genau?

Das wußte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht. Das hat mir erst später ein Vertrauensarzt, also kein Knastarzt gesagt. Von vier Stichen in die Brust hatte einer den Herzbeutel getroffen und die Lungen verletzt, die voll Blut gelaufen waren. In Tübingen mußte man mir den ganzen Brustkorb aufschneiden und eine Drainage legen, um alles, auch die Wundflüssigkeit abzusaugen. Der Stich war mit großer Wucht ausgeführt worden und ist sieben Zentimeter tief eingedrungen. Er muß durch die Rippen gestoppt worden sein, denn in einer war eine Kerbe. Auf der Intensivstation lag ich knapp eine Woche; dort hat eine Krankengymnastin mir das Atmen wieder beibringen müssen. Ich hatte starke Beruhigungs- oder Betäubungsmittel eingeflößt bekommen und kann mich an diese Tage kaum noch erinnern. Aber ein Bild hat sich mir eingebrannt: In diesem riesengroßen Raum saßen Tag und Nacht zwei oder drei Bullen mit sterilisierten Mänteln, Mützen und Überschuhen, während vor den Fenstern mit MPs bewaffnete Uniformierte patrouillierten. Am Ende der Woche wurde ich mit dem Hubschrauber ins Gefängnis Krankenhaus auf den Hohen Asperg gebracht. Dort lag ich dann vier Wochen. Ich konnte lange nicht laufen und hatte noch jahrelang Schmerzen beim Atmen, Husten, Auf-der-Seite-Liegen und sogar beim Lachen.

Ist denn die Waffe gefunden worden, mit der dieser Stich erfolgt ist?

In der offiziellen Version heißt es, daß mit dem Knastmesser zugestochen worden wäre, aber das kann nicht stimmen, weil der Stich ziemlich tief war.

Mit einem Messer, mit dem man sich normalerweise die Butter aufs Brot schmiert?

Ja. Gefunden wurden in der Zelle nur ein Knastmesser und eine Schere. Andere Sachen waren da nicht.

Die gehörten auch tatsächlich dir?

Die gehörten zum Knastinventar, ja.

War das eine spitze oder stumpfe Schere?

Das war eine kleine Schere zum Zeitungsausschneiden, die in einer Ecke lag. Aber um die ging es ja nicht, sondern um dieses stumpfe kleine Messer.

Hast du oder haben deine Anwälte mal mit den Ärzten gesprochen, ob das Messer, das du hattest, für so einen Stich überhaupt getaugt hätte?

Sie haben damals versucht, mit den Ärzten und dem Pflegepersonal zu sprechen, sind aber immer an verschlossene Türen gestoßen. Offensichtlich war es verboten worden, mit meinen Anwälten zu reden. Einzelne Krankenschwestern haben immerhin versucht, ihnen Nachrichten zukommen zu lassen. Aber das hat kaum geklappt. Das Personal hatte Angst. Und die Anwälte waren auch eingeschüchtert. Es ist damals eine Vielzahl von Verfahren auch gegen unsere Verteidiger geführt worden - es waren also keine guten Voraussetzungen, irgend etwas aufzuklären. Ich selbst habe mehrmals versucht, an die Akten und die Unterlagen ranzukommen - erfolglos.

Was ist mit den Röntgenbildern passiert?

Ich habe sie nie gesehen. Jahre später, als ich noch immer beim Atmen Schmerzen hatte, wollte sich der Knastarzt in der JVA Lübeck die Bilder ausleihen. Wir dachten, von Knastarzt zu Knastarzt müßte das gehen. Aber Fehlanzeige: Die Knastklinik auf dem Hohen Asperg hat die nicht rausgerückt, auch nicht das Lazarett in Stammheim.

Wann hast du das erstmal erzählt, was du in dieser Nacht erlebt hast?

Zuerst habe ich mit meinen Anwälten darüber geredet, und dann habe ich meine Aussage vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß gemacht. Das war am 16. Januar 1978. Eigentlich wollten sie mich schon im Dezember 1977 vorladen - aber da war ich noch zu schwach, außerdem befand ich mich gerade im Hungerstreik, weil ich unbedingt sofort mit den anderen von uns zusammengelegt werden wollte. Dieser Streik war furchtbar. Mir ging es sowieso schlecht, ich lag dann in Knastklamotten auf einer Matratze auf der Erde und wurde ununterbrochen bewacht. Es war ein wahnsinniger Zustand. Und dahinein kam ein Abgeordneter vom Untersuchungsausschuß und meinte, ich sei verpflichtet auszusagen, und sollte mich so um den 8. Dezember herum bereithalten. Die Aussage von mir sollte außerdem unter Ausschluß der Öffentlichkeit erfolgen. Ich habe geantwortet: So mache ich das überhaupt nicht. Und dann haben sie mir als nächsten Termin Januar 1978 vorgeschlagen. Und da bin ich auch hingegangen.

Warum?

Weil ich aussagen wollte - und zwar öffentlich -, was in dieser Nacht passiert ist.

Erzähl doch von der Anhörung.

Es war enorm viel Presse gekommen. Die Anhörung fand in dem Saal statt, wo vorher der Prozeß stattgefunden hatte. Es gab also etwa 200 Plätze, und die waren restlos belegt. Dann habe ich die Fragen beantwortet, die mir gestellt wurden. Das Protokoll davon kann man auch nachlesen. Die Akten des Untersuchungsausschusses habe ich bis heute nicht erhalten. Ich habe nicht mal in dem Protokoll meiner Aussage Sachen ändern, ergänzen oder korrigieren können, weil mir das auch niemand vorgelegt hat. Die gedruckte Fassung ist deswegen nicht wörtlich autorisiert und auch nicht vollständig.

Wie war die Situation für dich? Du bist also aufgewacht nach dieser Nacht und warst sehr schwer verletzt. Was hast du gedacht?

Bei mir ging erst mal alles durcheinander. Da war dieser ungeheure Schmerz, daß die anderen nicht mehr da sind. Ich hatte aber auch keine Zeit, richtig zu trauern, denn ich mußte versuchen, mit der Situation klarzukommen. Ich habe also überlegt, was es für Hinweise gegeben hatte, daß die Situation so eskalieren würde. Ich wollte mir das wenigstens erklären. Es hatte über die Jahre immer wieder Morddrohungen gegen Andreas gegeben, Ulrike war tot - wir hatten gewußt, daß so ein Mord passieren könnte. Wir haben uns nie vorgestellt, daß wir im Knast sicher sind. Das war einer der Gründe, warum wir uns, um uns gegenseitig schützen zu können, nicht trennen lassen wollten. Aber zu wissen, daß sich so was ereignen kann, ist doch etwas ganz anderes, als es dann tatsächlich zu erleben. Da mußte ich alleine damit fertig werden. Das war ein totaler, ein betäubender Schmerz, der stärker war als die Angst, daß man es bei mir noch mal versuchen würde.

Dann hab ich versucht, so gut ich konnte, an Informationen heranzukommen. Das hat

in dieser Zeit meinen Tagesablauf bestimmt. Es war enorm schwierig, weil ich keine Zeitungen hatte, die Akten nicht bekam und auch kein Besuch zu mir durfte. Die Anwälte kamen zwar, aber wir hatten nur Zeit, das Allernotwendigste und Allerdringlichste zu besprechen. Ich hatte ja auch nichts, um nachzugucken. Auf dem Hohen Asperg haben sie die Kontaktsperre für mich dann Ende Oktober aufgehoben. Aber mein Radio wurde mir nicht ausgehändigt, weil es mit Netzteil und Kabel versehen war und die Gefängnisleitung meinte, das wäre zu gefährlich, weil ich dieses Kabel benutzen könnte, um mich aufzuhängen. Unter dem Vorwand, daß ich mich umbringen wollte, ist mir alles entzogen worden. Ich hatte nichts mehr. Und damit hatte ich gerade in dieser Zeit, wo es noch am meisten Informationen gab und wo ich so dringend versucht habe, etwas zu erfahren, keinen Zugang zu Nachrichten. Ich blieb abgeschnitten von der Welt.

Hattest du auch keine Zeitungen? Mit denen kann man sich ja schlecht umbringen.

Aus den Zeitungen wurden alle Texte, die sich mit Stammheim oder mit der »Landshut«-Entführung im weitesten Sinne beschäftigten, rausgeschnitten. Das hab ich, etwa zwanzig Jahre später, als ich rausgekommen bin, in einer Kiste, aus der Habe wiedergekriegt. Das heißt: Von den Zeitungen habe ich damals kaum mehr zu sehen bekommen als den Sportteil und ein paar Fetzen vom Feuilleton.

Hast du dir denn keine Texte oder Informationen über die Verteidigerpost zukommen lassen können?

Die Anwälte haben mir nichts geschickt, nein. Sie hatten Angst, daß das sofort wieder als Info-System illegalisiert wird. Das war angesichts des aufgeheizten Klimas auch eine berechtigte Befürchtung. Zwei Anwälte waren schon im Knast hier, und Klaus Croissant saß in Frankreich in Auslieferungshaft.

Wann hattest du dann wieder mit jemandem aus deiner Gruppe Kontakt?

Ganz lange nicht. Ich hatte große Sehnsucht, mit den anderen, aber besonders mit Nina (Ingrid Schubert) zusammen zu sein. Während ich auf dem Hohen Asperg lag, hörte ich eines Abends aus einem weit entfernten Radio einen Nachrichtenfetzen: Ingrid Schubert habe sich in Stadelheim erhängt. Ich war wie betäubt. Das war am 12. November. Sofort hieß es wieder Selbstmord, obwohl alle Fakten dagegen sprachen.

Ich hab dann viel später ihre Briefe aus den letzten Wochen gelesen und wie sie beschreibt, daß man sie am Morgen des 18. Oktober überfallen und gewaltsam gynäkologisch untersucht habe. Und ihre Pläne für die allernächste Zukunft: sie wollte wieder mit uns zusammenkommen. Aus der öffentlichen Diskussion ist sie so gut wie rausgefallen, weil sie nicht in Stammheim gestorben ist und weil es trotz all der Auffälligkeiten niemanden gab, der ihren Tod weiteruntersucht hatte. Die Akten wurden '78 geschlossen.

In der ganzen Zeit warst du allein?

Ja, auf dem Hohen Asperg war gleichzeitig aber noch Günter (Sonnenberg) in einer anderen Abteilung, zu ihm konnte ich keinen Kontakt aufnehmen. Es gab nur Wärter um mich, eine oder zwei saßen ununterbrochen in meiner Zelle vor meinem Bett und haben mich beobachtet. Für das Klima ist bezeichnend, daß sie mich außerdem noch filzen wollten, bevor ein Anwalt kam. Ich erinnere mich genau, wie ich da mit einem Operationshemdchen mit Flügelschleifen hinten lag, und das sollte ich auch noch

ausziehen und meine Haare betasten lassen, bevor ich im Rollstuhl zur Besuchszelle gefahren wurde. Da hab ich mich geweigert. Einmal hatte ich im Bett eine Skizze der Stammheimer Zellen gemacht, um dem Anwalt zu erklären, wer wann wohin verlegt worden ist. Da haben sie sofort ans Gericht gemeldet, ich würde Befreiungspläne aushecken ...

Und Besuch hattest du sonst keinen?

Nein, erst Ende des Jahres '77 kam meine Mutter. Sie war über die Situation sehr erschrocken. Die allermeisten Besuchsanträge wurden abgelehnt. Später hat mich Christian Geissler besucht.

Als Anfang '78 das neue Gesetzespaket durchging, in dem die Trennscheibe bei Anwaltsbesuchen eingeführt wurde, haben wir lange keine Besuche mehr empfangen, um die Trennscheibe wenigstens bei überwachten Besuchen wegzukriegen: dafür gab es kein Gesetz, das haben die Knäste intern verfügt, bei allen Arten von Besuchen die Trennscheibe einzuführen.

In dem Interview, das wir im April 1992 in Lübeck gemacht haben, hast du erzählt, daß du dann eine Zeitlang in einer Zelle gefangen warst, in der es statt einer Tür nur Gitterstäbe gab. Wann war das?

Um den 20. November '77 rum bin ich nach Stammheim zurückverlegt worden. Dort landete ich in einer Zelle, die keine Tür hatte, sondern nur ein Gitter. Ich saß da wie im Tigerkäfig. Dann hab ich sofort, was sollte ich sonst machen, das Essen verweigert. Nach etlichen Tagen wurde schließlich eine Tür eingebaut, die allerdings in der Mitte, wo sonst die Essensklappe ist, ein großes Loch hatte. Als die Wärter bemerkten, wie unbequem ihnen das ununterbrochene Davorstehen wurde, haben sie dem Knasttischler den Auftrag gegeben, ein etwa zwanzig Zentimeter hohes Podest zu bauen. Darauf saßen sie dann auf Stühlen und schauten durch das Loch, wie ich auf meiner Matratze lag. Und wenn ich aufgestanden bin, um aufs Klo zu gehen, mußten sie auch aufstehen und den Kopf ins Loch stecken.

Wenn umgekehrt ich durch das Loch raussehen wollte, zum Beispiel wenn andere zum Hofgang gebracht wurden, haben sie sich davorgestellt. Und als ihnen das zu mühsam wurde, haben sie so eine Art Maulkorb, also ein nach außen gestülptes Gitter anbringen lassen, vor das ein schwarzes Tuch gehängt war, das sie anheben konnten, aber ich nicht. Ich befand mich also ununterbrochen in Sichtweite und vor allem auch in Hörweite. Ich hatte kein Radio, also keine Möglichkeit, mich akustisch abzulenken, und mußte deswegen immer noch mithören, was die reden. Das empfand ich als zusätzliche Quälerei. So einem nichtssagenden Geplauder ausgesetzt zu sein, und das auch noch von Leuten, die dich unter Kontrolle halten sollen. So ging das lange Zeit, bis dann Gerichtsbeschlüsse die Überwachungsintervalle etwas geändert haben. Ich wurde nicht mehr permanent beobachtet, sondern »nur« noch alle drei Minuten. Dann nur noch alle fünf, schließlich alle zehn Minuten. Wenn ich duschen wollte, saßen sie aber immer noch daneben. Und wenn ich mir den Pony schneiden wollte, war das nur unter Aufsicht von drei Beamten zu bewerkstelligen, die Schulter an Schulter mit mir standen, um mir die Schere wegreißen zu können. In dieser Zeit hatte ich auch kein Messer in der Zelle, nicht mal eines aus Plastik. Mein Essen wurde vor der Tür zerkleinert, und ich konnte es dann mit einem Löffel zu mir nehmen, den ich dann wieder abgeben mußte. Die alltäglichen Dinge, die jeder Mensch, auch jeder Gefangene ganz selbstverständlich machen konnte, waren mir verboten.

Dazu kam, daß nachts permanent Licht brannte, die ersten Monate grelles Blaulicht und bis Mitte 1980 so 25-Watt-Birnen, zu hell zum Schlafen, zu dunkel zum Lesen. Zellenrazzien waren außerdem noch jeden Tag. Und bei jedem Verlassen der Zelle mußte ich mich vorher und hinterher nackt ausziehen, egal, wohin es ging, aufs Dach

zum Hofgang, zum Arzt, zum Besuch.

Wann wurden deine Haftbedingungen wieder »normal«?

Normal nie. Ein bißchen normaler nach zwei Jahren. Da habe ich einen Plastikspachtel auf meine Zelle bekommen, den ich auch behalten durfte. Neben dem Löffel, den ich da auch schon in Dauerbesitz hatte, war das der einzige Gegenstand, mit dem ich etwas machen konnte. Du machst dir ja keine Vorstellung, was du täglich alles für kleine Gerätschaften brauchst. Jetzt merkte ich es, weil ich das alles nicht mehr hatte, sondern völlig auf meine Finger und Zähne angewiesen war. Ich habe zum Beispiel früher oft Artikel aus dem Feuilleton und dem Wirtschaftsteil der Zeitung ausgeschnitten - jetzt mußte ich die Seite fein säuberlich falten und falzen, dann sorgsam an ihr reißen, um den Artikel nicht zu beschädigen. Mach das mal bei zehn Texten am Tag. Das dauert und nervt.

Die Situation war aber auch sonst ziemlich gespenstisch. Ich hatte ja keinen Hofgang, durfte aber schließlich ein paar Schritte am Tag auf dem Dach machen. Und als ich dorthin geführt wurde, mußte ich an unserem alten Trakt vorbei, wo jetzt ein Haufen BGSler in Uniform mit Knobelbechern rein- und rausging und mit Sachenzusammenpacken beschäftigt war. Einmal sah ich welche, die packten Kartons und legten irgendwelche Hosen von Andreas in einen Karton, und ich mußte das mitansehen.

Aufklärungsversuche

Es hat in dieser Zeit verschiedene Versuche gegeben, die Umstände dieser Stammheimer Todesnacht aufzuklären. Bekanntgeworden sind vor allem Recherchen aus dem linken Spektrum, die von einer Gruppe um Gudrun Ensslins Schwester Christiane unternommen worden sind. In dieser Gruppe war unter anderem auch Karl Heinz Roth aktiv. Was hast du von dieser Recherchearbeit wahrgenommen? In der Gruppe waren noch Leute aus dem Ruhrgebiet aktiv, mit denen ich vor allem, allerdings nur indirekt, Kontakt hatte. Sie haben mir über die Anwälte alle paar Monate Fragen gestellt, die ich, so gut ich konnte, beantwortet habe. Ich war sehr froh, daß diese Gruppe recherchierte, weil meine Möglichkeiten aufzuklären, was tatsächlich in dieser Nacht passiert war, ja sehr beschränkt waren. Die Leute aus dieser Initiative hatten auch Kontakt zu den Eltern von Gudrun. Außerdem hatten die Mutter von Andreas und die Verwandten von Jan, die in der DDR lebten, noch jemanden mit der Ermittlung der Todesumstände hier beauftragt. Ich selber hatte auch einen Antrag auf Akteneinsicht gestellt, der aber nach wenigen Monaten abgewiesen worden ist. Ich habe bis heute keine Akteneinsicht bekommen. Der Bruch mit der linken Ermittlungsgruppe, der nach langer Zusammenarbeit erfolgte, war eigentlich ein Bruch mit Christiane Ensslin. Der Grund war ihre Mitarbeit an dem Film »Die bleierne Zeit«. Den Film konnte ich im Knast zwar nur in Ausschnitten sehen, aber ich habe das Drehbuch gelesen und die Kritiken. Für mich war das eine Selbstdarstellungsorgie von Christiane Ensslin, der es nur darauf ankam, sich selbst als Opfer von Gudrun und uns, also der RAF, zu inszenieren. Diese Kritik gab es nicht nur von mir, sondern auch von Leuten aus der Recherchegruppe, und damit gab es auch keine Basis mehr für eine Zusammenarbeit. Ich mußte ja befürchten, daß Christiane Ensslin die Ergebnisse dieser Untersuchungen über den Tod von Gudrun, Jan und Andreas nur zur Selbstdarstellung nutzen würde.

Was genau fandest du an diesem Film so problematisch?

Ich wußte ja von Gudrun einiges über das Verhältnis zu ihrer Schwester. Sie hatten heftige Auseinandersetzungen gehabt; und das, was ich dann im Drehbuch gelesen

habe, das habe ich als massive Denunzierung von Gudrun und uns allen empfunden. Aber auch wie Andreas dargestellt wird, bedient nur die Klischees, mit denen in den siebziger Jahren gegen uns mobilisiert und gehetzt worden ist. Wir sind die Meute unpolitischer ungehobelter Rabauken, die mit Türen knallen, Schränke aufreißen, die Füße auf den Tisch legen, und sie selber ist die politisch denkende, feinsinnige und leidende Person, die sich aufopfert für ihre Schwester, deren Opfer sie eigentlich ist, im Leben und noch im Tod. Jahre später habe ich den Film dann ganz gesehen, und da fand ich ihn eher lächerlich. Aber damals, nach dem Deutschen Herbst, war mir nicht zum Lachen zumute. Jedenfalls konnte ich nicht mehr auf eine gute Arbeit vertrauen.

Nun waren in der Recherchegruppe doch noch andere Leute. Warum hast du nicht mit denen weitergemacht?

Es hat auch in der Recherchegruppe eine Auseinandersetzung gegeben, und du weißt ja, wie das in linken Zusammenhängen dann oft läuft: Schließlich ist alles auseinandergefliegen.

Einer der damals dabei war, Karl Heinz Roth, hat 1989 in einem Interview mit »konkret« gesagt, daß die Recherche-Arbeit auch von Sympathisanten von euch behindert worden wäre ...

Darüber weiß ich nichts, und das kann ich mir nur schwer vorstellen; denn die Arbeit lief ja ganz wesentlich auch über mich. Ich war ja in Stammheim gewesen und konnte über die meisten Entwicklungen und Einzelheiten dort Auskunft geben -und ich habe bis zu der Auseinandersetzung um die »Bleierne Zeit« geholfen. Ich weiß nicht, was da andere draußen hätten blockieren können.

Eine der wichtigen Fragen, um die es bei den Auseinandersetzungen um die Todesursachen immer wieder ging, war die nach der Kommunikation zwischen euch. Die Überlegung war, daß ihr, wenn es einen kollektiven Selbstmord gegeben hätte, unter den Bedingungen der Kontaktsperre eine Möglichkeit gehabt haben müßtet, euch darüber zu verständigen. Außerdem müßtet ihr eine Möglichkeit gehabt haben zu erfahren, daß die »Landshut« von der GSG 9 erstürmt worden, die Befreiungsaktion also endgültig gescheitert war. Karl Heinz Roth hat in dem erwähnten Interview gesagt, sie hätten bei ihren Recherchen herausgefunden, daß der BND das Kommunikationssystem, das zwischen den Zellen existierte, abgehört hat. Das würde bedeuten: Es hat ein Kommunikationssystem gegeben, über das ihr einen Selbstmord hättet verabreden können, der BND hätte diese Selbstmordverabredung aber auch auf jeden Fall mitgehört.

So stimmt das nicht. Daß wir zeitweilig ein Kommunikationssystem über die Leitungen des Anstaltsrundfunks hatten, habe ich ja schon erzählt. Es ist auch richtig, daß der BND uns darüber abgehört hat. Das ist in den letzten Tagen des Stammheimer Prozesses öffentlich thematisiert worden. In der Zeit der Kontaktsperre gab es dieses System aber viele Monate schon nicht mehr. Wir hatten uns gedacht: Was soll so eine aufwendige Geschichte, wenn wir eh abgehört werden.

Für euch machte die Kommunikation also nur Sinn, wenn sie abhörsicher war? Man könnte ja sagen, in so einer Zeit, wo es so schwierig ist, zu kommunizieren, wo einem dann nur noch bleibt, über den Flur zu rufen, der ja auch abgehört wird, da ist so ein System doch besser als nichts ... Später habe ich das auch so gesehen. Aber da hatten wir keine Möglichkeit mehr,

irgendwas zu installieren. Und als wir es gekonnt hätten, da war uns nicht klar, wofür es möglicherweise noch mal gut sein könnte. Wobei man auch sehen muß: Da wir auf jeden Fall abgehört worden wären, hätte das System, wenn es denn irgendwelche Staatspläne gestört hätte, garantiert nicht lange funktioniert. Es hätte auf jeden Fall Möglichkeiten gegeben, es zu unterbrechen. Uns hätte also nur ein wirklich geheimes Medium genützt, auf das sie keinen Zugriff haben - und das hatten wir eben nicht.

Der Untersuchungsausschuß hat später in seinem Bericht festgestellt, daß eure Geräte manipuliert waren. Und Stefan Aust schreibt in seinem Buch »Der Baader-Meinhof-Komplex«: »Es waren mehr oder weniger primitive Lötstellen in den Geräten, aus denen klar ersichtlich war, daß die Anlagen nicht nur zum Musikempfang benutzt wurden, sondern auch für die Kommunikation der Gefangenen untereinander.« Und zwar soll Andreas Baader dafür an seiner Stelle die Rundfunkdrähte mit den Rasierstromleitungen verbunden haben. An dieses Netz sollt ihr dann die Verstärker und Lautsprecher als Mikrofon und Empfänger angeschlossen haben. In deiner Zelle wurden nach der Todesnacht auch 5,50 Meter Diodenkabel gefunden, bei Andreas wurden mehrere Meter und bei Gudrun Ensslin drei Meter Kabel gefunden.

Das ist alles sehr phantasievoll, macht aber keinen Sinn. Ich zum Beispiel hatte auf meiner Zelle gar keinen Verstärker. Außerdem: Wie hätten wir in Zellen mit Betonfußboden Kabel verlegen sollen? Und wohin? Und vor allem wofür? Wie unsinnig diese Szenarien sind, läßt sich an einem Beispiel ganz gut deutlich machen. Aust behauptet, wir hätten uns während der Kontaktsperre nur deswegen über Zurufe verständigt, damit die Zellentüren mit den »Kontaktsperrepolstern« schallisoliert werden und wir so die Möglichkeit einer geheimen Verständigung über unser angebliches Zellenrundfunksystem haben. Nur wußten wir zu diesem Zeitpunkt schon längst, daß wir über so ein Kommunikationssystem abgehört worden sind und abgehört werden konnten. Deswegen haben wir uns diese Mühe erspart. An anderer Stelle schränkt Aust dann auch wieder ein. Er meint, daß wir doch nicht so ungeheuer raffiniert waren, sondern daß unsere Manipulationen so primitiv und offensichtlich waren, daß sie bei der Durchsuchung aufgefallen sein müssen und wir deswegen alles nur zurückbekommen hätten, damit wir abgehört werden können. So viel also zum »Kommunikationssystem«.

Nachdem wir mitbekommen hatten, daß wir abgehört wurden, also noch vor der Kontaktsperre, haben wir unsere Kommunikation untereinander auch verändert. Wir haben wichtige Sachen auf Zettel geschrieben und dann vernichtet. Uns war es sehr wichtig, auch untereinander und nur untereinander was austauschen zu können. Das war ja auch mit das Schlimmste an dieser Kontaktsperre, gegen das wir uns am meisten gewehrt haben, daß neben der Kommunikation mit außen auch die untereinander unterbunden wurde - bis auf diese paar Fetzen, die wir uns zurufen konnten und die jeder gehört hat.

Ein weiteres Indiz, das gelegentlich erwähnt wird, um zu beweisen, daß ihr nicht nur untereinander Kontakt hattet, sondern sogar, vielleicht auch nur in der Vorbereitungsphase, mit dem Kommando kommunizieren konntet, war, daß es ein Code-Wort gegeben haben soll. Ihr solltet es nach eurer Befreiung sagen, damit das Kommando weiß, daß ihr in Sicherheit seid und Schleyer freilaßt.

Es hat überhaupt kein Code-Wort gegeben, deswegen brauchten wir uns auch nicht darüber zu verständigen. Das hätte ja nur Sinn gemacht, wenn wir hätten sicher sein können, daß es niemand mitbekommt; und das konnten wir in Stammheim nun

wirklich nicht. Das Kommando hat gesagt, daß wir Gefangenen, nachdem wir freigelassen worden sind, etwas sagen sollen, aus dem hervorgeht, daß wir wirklich in Sicherheit sind. Dabei gingen sie davon aus, daß wir welche vom Kommando so gut kennen, daß uns etwas einfällt, was wirklich außer uns nur die Leute vom Kommando selber kennen können. So was braucht man nicht vorher zu besprechen, das fällt einem in dem Moment ein, in dem es gebraucht wird. Deswegen ist Code-Wort ein ganz falscher Begriff dafür. Wenn du zusammen gekämpft hast, dann gibt es so viele Situationen, die nur du und noch jemand oder vielleicht gerade noch die Gruppe kennen ... Das sicherste Versteck, das niemand öffnen und wo niemand abhören kann, ist dein eigener Kopf.

Neben der Frage, ob beziehungsweise wie ihr euch verständigen konntet, geht es immer wieder auch darum, was ihr in der Zeit der Kontaktsperre überhaupt von außen erfahren konntet. Du hast ja von deinem kleinen Ohrstöpsel erzählt. Im Untersuchungsausschuß wurde berichtet, auf Jan Carl Raspes Zelle wäre ein betriebsbereites batteriebetriebenes Transistorradio gefunden worden, in dem der UKW-Teil funktionstüchtig und auf SDR 1 eingestellt gewesen sein soll. Außerdem wird ein Vermerk zitiert, demzufolge Andreas Baader darum gebeten haben soll, daß »die Radios leiser gestellt werden«, woraus der Untersuchungsausschuß dann wohl den Schluß gezogen hat, daß es doch eine Möglichkeit für euch gab, die Radios aus den Zellen unter euch zu hören.

Die Wärter haben versucht, eine Geräuschkulisse herzustellen: Schlagermusik. Und ich habe von dem, der unter mir gelegen hat, nichts gehört, und soviel ich weiß, die anderen auch nicht. Aber die wichtigen Sachen, die habe ich ja auch so mitbekommen und rübergerufen, also die kannten wir auf jeden Fall. Und Jan hatte ganz sicher kein Radio.

Ein weiterer wichtiger Punkt war damals (und ist heute) die Frage, wie ihr euch im Trakt Waffen beschaffen konntet. Karl Heinz Roth sagt in dem Interview mit »konkret«, daß sich im Verlauf der Rechercharbeit herausgestellt habe, daß Waffen in den Zellen waren, die aber mit dem Wissen staatlicher Einrichtungen, ohne daß genau bekanntgeworden sei, welche das waren, dort hineingekommen waren.

Wir hatten keine Waffen. Die Vorstellung, daß wir Waffen in den Zellen versteckt hätten, ist auch deswegen kurzfristig, weil wir im Verlauf der Kontaktsperre mehrfach umziehen mußten - und vorher nicht wußten, wann und wohin. Wenn wir Waffen gehabt hätten, wären wir bestimmt anders damit umgegangen, als sie gegen uns selber zu richten. Wir hätten uns geschützt oder auch versucht rauszukommen, aber uns bestimmt nicht jeder für sich umgebracht.

So gesehen würde ja das Szenario, das Bundeskanzler Helmut Schmidt nach dem Deutschen Herbst auf einer Veranstaltung entwickelt hat, Sinn haben: Andreas hat versucht, jemanden vom Kanzleramt zu euch in den Knast zu holen, er hatte eine Waffe und hätte versuchen können, den als Geisel zu nehmen?

Hat er aber nicht! Wenn wir eine Selbstbefreiungsaktion aus dem Knast gemacht hätten, hätten wir das sicher anders eingefädelt. Solche Szenarien sind angesichts der realen Verhältnisse, die wir dort erlebt haben, völlig unrealistisch. Wir sind ständig durchsucht worden, alles wurde überwacht. Und: Wir hatten eben keine Waffen. Wie auch? Außerdem hatte Andreas, wie sogar aus dem Protokoll, das in der

Dokumentation der Bundesregierung abgedruckt ist, noch erkennbar ist, ein politisches Ziel, als er mit dem Kanzleramt reden wollte. Das war keine verkappte Aktion. Es ist zwar allgemein sehr beliebt, führt aber wenig weiter, immer um drei Ecken zu denken: Was könnten wir womit vielleicht auch noch beabsichtigt haben. Die Wirklichkeit, mit der wir 1977 konfrontiert waren, hat uns für solche Gedankenartistik wenig Gelegenheit gegeben. Wir lebten in einem Extremzustand, unter der totalen Kontaktsperre eben.

Daß ihr Waffen in Stammheim hattet, behauptet aber nicht nur der Untersuchungsausschuß des Baden-Württembergischen Landtags, es gibt sogar einen Zeugen, der sagt, er selber habe geholfen, die Pistolen zu euch reinzuschmuggeln. Und zu dieser Geschichte von Volker Speitel hat es später noch eine Variante von Peter Jürgen Boock gegeben, der behauptet hat, mehrere Waffen präpariert zu haben.

Es ist ja immer schwer zu beweisen, daß etwas nicht stattgefunden hat. Zu Volker Speitel kann ich auch nicht viel sagen, weil ich selber mit ihm gar nichts zu tun hatte. Aber Hanna kannte ihn, weil er ursprünglich bei der Stockholm-Aktion mitmachen wollte. Er hat sich aber ein paar Wochen davor abgesetzt und ist erst später wieder im Büro von Rechtsanwalt Klaus Croissant aufgetaucht. Die Waffen, also drei Pistolen und Sprengstoff, will er im Frühjahr 1977 präpariert haben. Angeblich soll Rechtsanwalt Arndt Müller die in einem Aktendeckel versteckt und dann während der Verhandlungen an Jan, Andreas und Gudrun weitergegeben haben, die sie dann aus dem Gerichtssaal in die Zellen schafften.

Wer weiß, wie unsere Anwälte kontrolliert wurden, kann diese Version nicht glauben. Es gab schon von Anfang an die Propaganda, die Anwälte wären Kurier, Boten und unsere Handlanger - deswegen wurden sie gründlich und penibel untersucht. Jedes Blatt wurde von den Beamten angeschaut. Schon der Versuch, auf diesem Weg Waffen reinzuschmuggeln, wäre der helle Wahnsinn gewesen. Ein ganz überflüssiger zudem, denn aus Stammheim rauszukommen wäre angesichts des Festungscharakters dort auch mit drei Pistolen und etwas Sprengstoff kaum möglich gewesen, und wir setzten ja darauf, daß wir von der RAF von draußen befreit werden. Die Geschichten von Speitel sind aber auch im Detail kein bißchen glaubwürdig. Zum Beispiel hat er erst ausgesagt, er habe die Waffen im März 1977 von Illegalen über einen Kurier bekommen. Später hat er behauptet, die Illegalen hätten ihm die Sachen selbst gegeben, auf jeden Fall könne er sich aber gar nicht mehr erinnern, wer denn der Kurier beziehungsweise wer denn die Illegalen gewesen seien. Als nächstes hat er dann behauptet, Sieglinde Hofmann hätte ihm eine Pistole gegeben, und ein halbes Jahr später erinnerte er sich ganz genau daran, daß sie ihm zwei Pistolen gegeben hätte. Da meinte er dann auch, das könnte eventuell auch Juni 1977 gewesen sein - dabei war Juni 1977 der Stammheimer Prozeß zu Ende, die Anwälte konnten die Waffen also, selbst wenn sie es gewollt hätten, zu dem Zeitpunkt gar nicht mehr auf diesem Weg reinbringen.

Und die Lügenmärchen von Boock sind auch nicht besser. Mal abgesehen davon, daß bei Speitel Boock, der behauptet, die Waffen präpariert zu haben, nicht vorkommt und bei Boock Speitel nicht, der auch angibt, die Waffen für den Transport fertig gemacht zu haben.

Es hat dann noch zwei »Insiderinnen« gegeben, die behauptet haben, in Stammheim hätten ihr tatsächlich Selbstmord begangen beziehungsweise versucht. Susanne Albrecht und Monika Helbing, die beide 1977 in der RAF aktiv waren und später zu den DDR-Aussteigern gehörten, haben nach ihrer Verhaftung ausgesagt, es habe damals unter den RAF-Kadern einen Plan gegeben »Suicide Action«, der beinhaltete, daß man sich in einer

Situation, in der es gar keine andere Chance mehr gebe, umbringt. Beide berufen sich dabei auf Brigitte Mohnhaupt, die im Frühjahr 1977 entlassen worden war und dann wieder zu den »Illegalen« gegangen ist.

Die beiden haben das zu einem Zeitpunkt erfunden, als sie sich entschieden hatten, als Kronzeuginnen für die Bundesanwaltschaft aufzutreten, um Strafmilderung zu bekommen. Das sagt schon mal was über die Motive. Ansonsten kann ich nur sagen, daß für uns Selbstmord nicht in Frage kam. Es gab bei uns auch keine Diskussionen darüber und schon lange keinen Plan.

Du hast ja vorhin erzählt, daß die Situation 1977 bei euch so war, daß ihr euch eigentlich nicht mehr vorstellen konntet, noch lange Jahre im Knast zuzubringen. Das spricht für eine gewisse Verzweiflung an den Verhältnissen. Eine Zermürbung. Da kann ich mir vorstellen, daß jemand sagt: Lieber tot sein als noch zehn Jahre hier drin. Karl Heinz Roth hat in dem »konkret«-Interview zum Beispiel gesagt, daß es in einer völlig aussichtslosen Situation auch eine revolutionäre Tat sein kann, sich umzubringen ...

Karl Heinz Roth hat andere Erfahrungen mit Isolationshaft, als wir sie hatten. Ich erinnere mich an einen Text von ihm, den er nach seiner Entlassung geschrieben hat, da beschreibt er die Haftsituation als völlig erdrückend und überwältigend. Das ist sie zwar auch, aber für uns gab es immer noch ein Widerstandspotential dagegen. Anders als er waren wir auch nicht allein im Knast, sondern als Gruppe und haben uns auch als Gruppe dagegen gewehrt. Das ist ein wichtiger Unterschied.

Dazu kommt noch etwas anderes. Wir haben in dieser Zeit in jeder Faser gespürt, daß sie uns vernichten wollen. Das war schon in den Wochen und Monaten vor der Schleyer-Entführung immer wieder Thema gewesen: »Todesstrafe für Terroristen«. Die Jahre der Isolation, die Behandlung, die wir in den Hungerstreiks erlebt haben, und zuletzt auch die Kontaktsperre haben gezeigt: Sie wollen uns tot. Wenn du das merkst, dann wächst in dir ein ungeheurer Wille, ihnen gerade diesen Gefallen nicht zu tun, weiterzuleben, dich nicht vernichten zu lassen. Das war für uns ein ganz wichtiges Moment. Wir wußten, daß wir auch als Gefangene ein politischer Faktor sind. Unser Leiden, die Qualen, denen sie uns ausgesetzt haben, haben auch unseren Willen gestärkt, weiterzumachen und eben nicht aufzugeben.

Deswegen, sagt die Bundesregierung, habt ihr das so perfide gemacht, daß der Selbstmord aussah wie ein Mord und damit noch ein letztes agitatives Moment enthielt.

Das hätte unserer Moral widersprochen. Das ist wirklich eine wahnwitzige Theorie. Außerdem ist da noch die Frage des Motivs. Wir wollten nicht sterben, wir wollten dasein. Und wir wußten andererseits, daß der Apparat die Vorstellung hatte, mit uns, vor allem mit Andreas und Gudrun, die ganze RAF auslöschen zu können, sich die ganze Guerilla mit einem Schlag vom Hals zu schaffen.

Für euch war also schon das schiere Überleben ein kleiner Sieg?

Ja, sicher. In dem Moment, wo du ausgerottet werden sollst, du aber weiterlebst, hast du was erreicht und hältst auch daran fest. Was wir tatsächlich vorhatten, war, noch mal einen Hungerstreik machen, um die Entscheidung in diesen Wochen zu beschleunigen. Darum ging es auch, als wir in diesen Tagen darüber redeten, der Regierung »die Entscheidung über uns« aus der Hand zu nehmen - das hieß keineswegs, wie das BKA und der Krisenstab später begierig interpretiert haben, daß

wir damit einen Selbstmord ankündigen wollten. Warum hätten wir den auch ankündigen sollen? Um ihnen eine Vorfreude zu machen? Wir wußten ja, daß sie uns lieber tot als lebendig sehen. Für uns war dagegen klar, daß, solange wir drin sind und leben, draußen auch welche sind, die uns befreien wollen.

Nun könnte man sagen, daß euch klar war, daß das Scheitern der Schleyer-Entführung auch hieß, daß es keine anderen Befreiungsversuche mehr geben kann, daß das also eine letzte Chance war rauszukommen.

So haben wir das aber nicht gesehen. Wir dachten: Wenn das nicht gelingt, wird es einen neuen Anlauf geben. Wir hatten schon einen Atem, der weiter reichte als bis übermorgen. Wir hatten doch auch ein politisches Ziel, sonst hätten wir die Jahre unter diesen Bedingungen im Knast nicht ausgehalten. Und dieses Ziel, das war nicht plötzlich mit dem Scheitern einer Befreiungsaktion verschwunden. Wir hatten also auch eine Verantwortung - und wir wollten als Gruppe zusammen sein. Schon deswegen war es unvorstellbar, daß sich drei oder vier umbringen. Andreas hatte mit dem Kanzleramt reden wollen, um sicher zu sein, daß die sich über die Folgen einer Eskalation auch für sie selbst im klaren waren. Eine Brutalisierung der Auseinandersetzung war für beide Seiten gefährlich: für uns, weil sie die Spur unserer Politik ins Unkenntliche verzerrt hätte, und für sie, weil sie als Regierungspartei früher oder später weggefegt werden würden. Andreas sprach über eine mögliche Gefahr - wie es dargestellt ist, soll es Andreas auch noch denunzieren.

Hast du dir in den Jahren danach ein Szenario überlegt, was in dieser Nacht tatsächlich passiert sein konnte?

Ich war und bin überzeugt davon, daß es eine Geheimdienstaktion war. Der BND konnte in Stammheim ein- und ausgehen und hatte nachweislich auch Abhöreinrichtungen bei uns installiert. Und es war bekannt, daß das Knastpersonal selbst für so was nicht vertrauenswürdig genug erschien. Da hat immer mal einer geplaudert und der »Bunten«, »Quick« oder dem »Stern« irgendwelche läppischen Geschichten über uns erzählt. Also wenn was gemacht werden sollte, mußte das an denen vorbeigehen. In dem Zusammenhang ist vielleicht auch noch wichtig, daß das Bewachungspersonal während der Kontaktsperre ausgetauscht wurde - allerdings nicht alle. Die Überwachungskameras im Flur funktionierten auch nicht in dieser Nacht.

Gehst du davon aus, daß die Bundesregierung in so eine Mordaktion involviert war, oder könnte das auch eine selbständig durchgeführte Geheimdienstoperation gewesen sein?

Ich denke, die Bundesregierung war involviert. Und ich gehe davon aus, daß das auch innerhalb der Nato irgendwie abgesprochen war. Es gab damals auch einen Krisenstab in den USA, der ständig Verbindung mit Bonn hielt. Und die USA hatten ein massives Interesse daran, daß es uns nicht mehr gibt. Gerade von der CIA ist die Methode bekannt, Morde als Selbstmorde darzustellen.

In der Diskussion über Stammheim gibt es ja, zumindest in der Linken, die Tendenz, die Antwort auf die Frage »Mord oder Selbstmord?« nicht mehr für so wichtig zu halten. Auf jeden Fall sei der Tod von Jan Carl Raspe, Gudrun Ensslin oder Andreas Baader vom Staat zu verantworten. Entweder hat er die Gefangenen durch die Haftbedingungen in den Tod getrieben oder direkt umgebracht.

Die Haftbedingungen waren furchtbar, und in den Hungerstreiks sind Gefangene durch

gezielte Unterernährung umgebracht worden: Holger Meins zum Beispiel. Aber es ist trotzdem ein Unterschied, ob sich jemand selbst erschießt oder erhängt oder mit dem Messer in die Brust sticht oder ob das andere machen. Hier geht es um die Fakten. Wir wollten uns nicht umbringen, wir wollten leben.

War für dich die Situation nach der Todesnacht, durch den Tod von Raspe, Ensslin und Baader, eine andere als vorher?

Ja, auf jeden Fall. Ich war plötzlich alleine - und ich war schwer verletzt worden und hatte nur knapp überlebt. Das waren grundsätzlich andere Verhältnisse als vorher. Auf der anderen Seite waren Holger und Ulrike schon vorher im Knast gestorben - und wir wußten seit langem, daß der Apparat uns lieber tot als lebendig sehen wollte. Die Haftbedingungen waren daraufhin ausgerichtet, daß wir entweder gebrochen werden, nicht mehr das denken, was wir denken wollen, daß wir unsere Identität verlieren oder eben sterben.

Für dich war die Nacht vom 17. auf den 18. Oktober 1977 also schon ein Einschnitt, hat aber keine grundsätzliche Veränderung mit sich gebracht?

Die Verhältnisse, wie sie waren, wurden in dieser Nacht auf den Punkt gebracht.

Hast du damit gerechnet, daß es irgendwie weitergeht? Oder daß sie noch mal versuchen würden, dich zu töten?

Ich konnte das jedenfalls nicht ausschließen. Die Art, wie ich behandelt wurde, zielte darauf, mich fertig zu machen, daß ich meinen Verstand verliere. Diese dauernde Überwachung, die totale Kontrolle. Es wäre ihnen sicher am liebsten gewesen, irgendwann eine Verrückte vorführen zu können. Denn das sollte ja bewiesen werden: Nur Irre gehen in die RAF und nehmen den bewaffneten Kampf gegen das System auf. Oder ich sollte dazu gebracht werden zu behaupten, es sei Selbstmord gewesen. Da war dann vielleicht auch wichtiger, als daß ich tatsächlich irgendwo als Leiche liege. Das habe ich mir damals zumindest gedacht. Deswegen bin ich auch nicht jedesmal zusammgezuckt, wenn eine Tür geöffnet wurde oder wenn ich Geräusche auf dem Gang gehört habe. Aber daß man mich nicht leben lassen will, das war mir schon bewußt. Diese angebliche Gefahr, daß ich Selbstmord begehen könnte, hat die Justiz auch als Generalvollmacht benutzt, mir alles zu verbieten. Ich durfte nichts auf der Zelle haben, keine anderen Gefangenen treffen, das Licht nicht ausmachen - weil das alles die Gefahr erhöhen würde, daß ich mich töte. Das war unvorstellbar - und das ging über Jahre, bis ich dann 1980 nach Lübeck gekommen bin.

Hast du dich da nicht ziemlich hilflos gefühlt?

Einerseits ja. Andererseits entwickelst du auch eine unheimliche Zähigkeit. Ich habe gedacht, ich will mich auf keinen Fall unterwerfen. So kriegt ihr mich nicht.

Wie ist es für dich heute, wenn du über Stammheim redest? Ist das ein Stück Geschichte oder etwas, was noch gegenwärtig ist?

Es ist beides. Viele Details sind mir nicht mehr ganz so präsent wie in den Jahren der Gefangenschaft. Ich denke nicht unentwegt daran. Aber es ist doch die einschneidendste Erfahrung, die ich in meinem ganzen Leben gemacht habe. Und je mehr ich mich jetzt wieder damit beschäftige, desto mehr Details fallen mir wieder ein.

Hat dich das verändert?

Das denke ich sicher. Vor allem hat mich verändert, daß ich nicht trauern konnte. Deswegen habe ich auch das Gefühl, daß ich mit diesem Komplex noch nicht richtig abgeschlossen habe. Ich kann zum Beispiel Bilder von denen, die tot sind, nicht einfach in Ruhe anschauen und mich an etwas Gemeinsames erinnern. Ähnlich geht es mir mit Sachen, die ihnen gehört haben. Wenn jemand draußen miterlebt, daß ein Freund oder eine Freundin stirbt, ein Mensch, der ihnen ungeheuer viel bedeutet, dann können sie in den letzten Stunden bei ihm sein oder bei ihr. Sie können sich den Leichnam anschauen, sie bereiten die Beerdigung vor, stehen am Sarg - oder sie machen es auch nicht, weil sie sich dagegen entscheiden. Aber sie können sich verhalten, sich etwas überlegen. Diese Gelegenheit hatte ich nicht.

Hast du sie noch mal tot gesehen?

Nein. Nur auf den Fotos im »Stern«, das war furchtbar, weil sie damit vorgeführt wurden.

Und jetzt, seitdem du draußen bist - warst du da mal am Grab?

Nein.

Warum nicht? Das wäre doch vielleicht eine Möglichkeit, damit abzuschließen oder jetzt zu trauern?

Nein. Das ist auch keine Frage des Ortes, also für mich jedenfalls nicht. Ich habe auch das Gefühl, daß ich noch Zeit dafür brauche.

Ist dieses Gefühl, da noch etwas abschließen zu müssen, mit dem Tod nicht fertig zu sein, seitdem du draußen bist, stärker als zu der Zeit, in der du noch drinnen warst?

Ja, aber es ist anders, weil ich mich hier mit vielen anderen Eindrücken und Problemen beschäftigen muß als drinnen. Es ist so, daß ich jeden Tag aus ganz unterschiedlichen Anlässen an sie denke.

Wie hast du überhaupt die Auseinandersetzung draußen um diese Todesnacht in Stammheim wahrgenommen? Das Aufkommen immer neuer Geschichten, die Mythologisierung, die damit auch betrieben worden ist?

Das muß man unterscheiden. Es gab einmal das Bedürfnis aufzuklären, was passiert ist. Da war ich unbedingt dafür. Das war mir wichtig und willkommen. Dann gab es die Blockade zu sehen, was war, denn wenn es Mord gewesen war, dann hätte man ja Konsequenzen ziehen müssen und hätte nicht mehr weiterleben können wie bisher. Das war hier am verbreitetsten überhaupt - bis hin zu Karl Heinz Roth.

Dieses Nicht-wissen-Wollen hat es hier vor fünfzig Jahren auch schon gegeben. Im Ausland gab es diese Denksperre nicht.

Und dann gab es - vom Staat bis zum »langen Marsch« - die Parole: »Wer an den Selbstmorden zweifelt, nützt der Stadtguerilla« - so einfach.

Was heute wieder an »neuen« alten Geschichten rumgeistert, hat mit Wahrheit wenig, mit Regression und Resignation eine ganze Menge zu tun. Der Hang, sich als Opfer zu sehen, das Gefühl der eigenen Niederlage in Wut und Projektionen auf die RAF und insbesondere auf die Gefangenen umzuleiten, in der trügerischen Hoffnung, sein eigenes Gleichgewicht auf diese Weise wiederzufinden, ist weit verbreitet, gerade jetzt. Andere inszenieren nur noch ihren Opportunismus.